

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

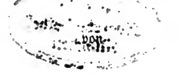
Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)



Originale.

Genrebilder aus der Wirklichkeit



von

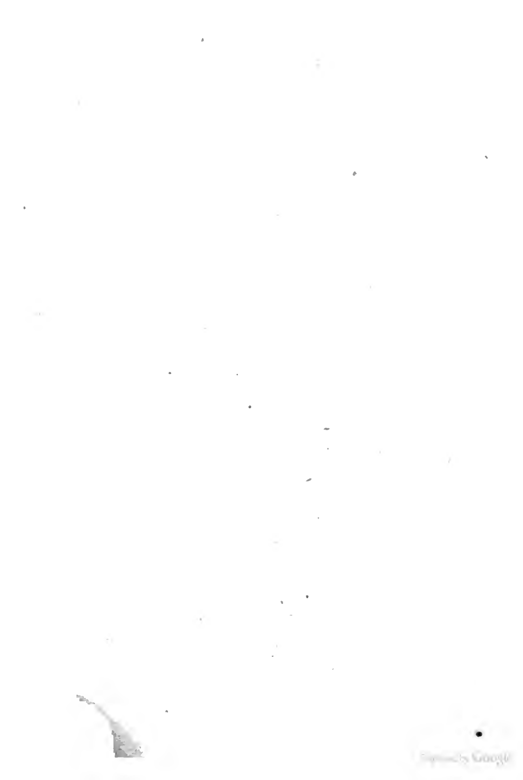
Arnold Schloenbach.

Erster Band.

Breslau,
Verlag von Trewendt & Granier.
1853.

Karl Gutzkow

gewidmet.



Widmungs-Blatt.

Dieses Buch widme ich Ihnen, Gutzkow! in dem unabweisbaren Bedürfniß, die dankende Verehrung und Bewunderung auszusprechen, die ich tief und stark für Sie empfinde; als für den größten Schriftsteller der Gegenwart, der unsere Literatur nicht allein bereichert, sondern auch entschieden gefördert hat; als für einen der höchsten Würdenträger im mächtigen Bunde der Ritter vom Geiste, der durch dieses große Geschichtswerk Klarheit, Sicherheit und Trost der Hoffnung verbreitete.

Und ich stehe mit diesem Bekenntniß nicht allein vor Ihnen; ich bringe es dar, wenn auch nicht im Namen, so doch im Sinn und Geist der Meisten aus unserer jungen Dichterwelt, denen Sie ein Halt sind

in den Wirren und Schwankungen der jetzigen Literatur; ja, ich erlaube mir zu sagen: ich bringe es dar im Sinn und Geist der besten deutschen Lesewelt, deren Eigenthum Sie geworden sind, auf die Sie tiefer und weiter gewirkt haben, als Sie selbst es glauben. — Ich bin nicht bescheiden genug anzunehmen, daß diese meine Widmung werthlos für Sie ist; ich glaube, daß sie Ihnen Freude macht, und um so mehr gerade jetzt, wo es zum guten Ton gehört, keinen Enthusiasmus, keine Pietät zu empfinden, noch viel weniger zu zeigen. — Ob aber auch mein Buch selbst Ihnen Freude macht? — Ich weiß es nicht! Und doch glaube ich auch, daß gerade Sie am besten herausfinden werden, was Gutes daran ist. Einestheils kennen Sie mich schon genugsam dahin: daß ich stets ein redliches, anständiges Stre-

den hatte; nie nach Mode, Speculation und Gunst der Leihbibliotheken schrieb, sondern immer ein sittliches Ziel, einen künstlerischen Cultus vor Augen hatte. — Das werden Sie denn nun auch in dem vorliegenden Buche herausfinden; sowohl in seinen ernsten, wie in seinen heiteren und oft nur komischen Theilen.

Noch kurze Zeit, — und wir haben keine „Originale" mehr. Dampf, Politik und kohlensaures Wasser machen die Menschen sich einander ähnlich, langweilig ähnlich. Da wollte ich denn nun einige der frappantesten aus dieser vergehenden Welt der Originale rasch noch festhalten, gleichsam als Studien für diese vergehende Zeit. Ich wollte dabei bemüht sein, dem Ursprung ihrer Seltsamkeiten lauschend nachzugehen; zu zeigen, welch ein Reich-

thum an Gedanken, Kraft und Charakter, und welch — Märtyrerthum so oft in ihnen zu finden ist, und bis zu welch burlesken und hochtragischen Conflicten die Consequenzen ihrer Eigenthümlichkeiten führten oder führen konnten. — So wurde denn meine Aufgabe zugleich auch eine ernst psychologische.

Wie ich sie im Ganzen gelöst, — das ist nun wieder eine andere Frage. Doch auch hier sind gerade Sie es wieder, von dem ich zwar das schärfste Urtheil, aber auch, als von dem feinsten und schärfsten Charakteristiker unserer Gegenwart, das aufmerksamste Erfassen der Züge erwarten darf, mit denen ich meine Charaktere zu zeichnen versuchte.

Leipzig, den 19. Mai 1853.

Arnold Schloenbach.

I.

Drei Originale

oder

Es fehlen zwei Schafe.





Besonders reich an „Originalen" ist noch das melancholische und mehr ernst-, als wild-romantische Gebirge des Thüringer Waldes; hauptsächlich so in seinem innersten Herzkern, nach dem Schwarzburgischen zu, im dunklen Thal der Schwarza und seinen merkwürdig geformten Felspartien. — Dort auf einem großen Rittergute hatte der Zufall drei Originale besonderer Art zusammengeführt: 1. Den Besitzer des Gutes, den wir „den alten Baron" nennen wollen. So nannte ihn die ganze Umgegend; so nannten ihn Viele von ihren Kindesbeinen an, ohne eigentlich seinen Namen zu kennen, ohne daß es ihnen je einfiel, daß er noch anders heißen könne. Auf diesen Namen hin hatten ihn schon Bauern verklagt und sich sehr gewundert, daß das Gericht noch einen Namen in der Klage verlangte; war er ja doch schon seit seinem achtzehnten Jahre „der alte Baron" genannt worden, als er nach dem Tode des Vaters dessen Gut und Namen antrat, denn dieser wurde bis dahin ja ebenso genannt. 2. Der Schäfer des alten Barons, „der Schäfer-Michel" genannt,

obgleich er Franz Jakob hieß und Niemand angeben konnte, warum man ihn Michel nannte. 3. Des Schäfer-Michels Schafknecht, der „Schaf-Junge" genannt, obgleich dieser Junge schon 30 bis 33 Jahre trug.

Der alte Baron war eine kurze, aber ungemein breite, gedrungene Figur, mit einem dicken, kugelrunden Kopf, der in einemfort in Bewegung war als wolle er vom Halse hinunter und dem alten Baron absolut unter die Füße kollern. Die dicken, krausen, schwarzen Locken, — nur spärlich mit Grau gemischt, — wollte der alte Baron nun schon seit 40 Jahren jeden Tag wohl vierzig Mal durchaus glattstreichen, und jedesmal ärgerte er sich, wenn ihm das nicht gelingen wollte. Graue blitzende Augen, — mit schief darüber gestellten Brauen, — schauten oft sehr ingrimmig auf die Spitze einer sehr langen und sehr schmalen Nase hinab, und diese Spitze hatte die besondere Eigenschaft, daß sie förmlich wackelte, wenn der alte Baron stark lachte. Die kirschrothe Farbe des dicken Gesichtes erhob die blendende Weiße zweier ausgezeichneter Zahnreihen, und ein sehr bewegliches Unterkinn wollte sich durchaus nicht in eine unendlich hohe Kravatte einzwängen lassen, sondern zitterte stets daraus hervor. Außer dieser Kra-

vatte trug der alte Baron Jahr aus Jahr ein einen graugelben Frackrock mit großen, schwarz übersponnenen Knöpfen, eine lange, schauerlich schwarze Weste, bis zu besagter Kravatte eingeknöpft, hirschlederne Hosen und sehr lange, spitzauslaufende Stiefel. Eine hohe, grüne Mütze diente seiner Umgebung stets als Wetterprophetin für die jedesmalige Stimmung des Barons; war eine Klappe heruntergeschlagen, so drohte ein Sturm, wurde die zweite heruntergeschlagen, so kam ein Sturm, und wurde gar die dritte heruntergeschlagen und sah die Mütze nun wie ein wanderndes Zelt aus, — dann schlug es ein mit Donner, Blitz, Bomben und Kartätschen; dann drohte auch die ewige Reitpeitsche, die sonst friedlich an einem Rockknopf hing, durch die schwüle Luft wie ein Meteor, und das Unterkinn zitterte wie ein Gelée. — Nach und nach kamen Baron, Peitsche und Unterkinn wieder in Ruhe. Nun wurde rasch, wie so von ungefähr, eine Klappe zurückgeschlagen, NB. mit umgekehrter Hand, und noch ein paar sausende Hiebe mit der Reitpeitsche in die niederträchtige Luft, noch ein paar „Sapperlots!“ und mit dem Knopf der Reitpeitsche wurde die zweite Klappe aufgeschlagen. Dann ein starkes Athemschöpfen, ein zufriedenes Umherschauen, welch' eine tiefe Erschüt-

terung sein Zorn hervorgebracht habe, dann traten die weißen Zähne lachend hervor, und mit vollem, festem Griff der linken Hand wurde nun auch die dritte Klappe aufgeschlagen. Jetzt stand die Mütze friedverheißend da und sah aus wie ein hamburgischer Wappenthurm — und jetzt war der alte Baron kreuzfidel zugänglich, d. h. so lange als es dauerte.

Der alte Baron war nämlich ein Tyrann, — aber ein gutmüthiger, kreuzbraver Tyrann. Er freute sich innerlich „wie ein Schneekönig," wenn Alle so recht vor ihm zitterten; er that sich förmlich was darauf zu Gute; doch ließ ihn seine Gutmüthigkeit diese Freude nie lange genießen. Er glaubte ganz bestimmt, daß er auch in der Ehe der unbeschränkte Gebieter sei und wußte nicht, daß er so schön unter dem Pantoffel stand, wie eine gescheidte, brave Frau das nur zu machen versteht. Widerspruch war das Schrecklichste, was man ihm anthun konnte; da kannte er keine Gnade und Barmherzigkeit, am wenigsten sich selbst; aber ein guter Witz, auch wenn er gegen ihn selbst gerichtet war, konnte seinen größten Zorn zur ungeheuersten Heiterkeit umwandeln. Er machte auch sehr gerne selbst Witze über sich und Andere, lachte darüber aber stets zuerst und zwar so sehr, daß die Nasenspitze sofort zu wackeln begann.

Wer nun auch nicht über den Witz lachen konnte, der mußte lachen über die wacklige Nasenspitze, und da der alte Baron diesen Lachgrund nie ahnte, so schob er alles Gelächter auf seine „famosen" Witze und war überglücklich. Auch irgend einmal „so neu Ulk" zu machen, hielt er nicht unter seiner Würde, und Keiner seiner Bekannten war, dem er nicht schon zwölfmal mit wackelnder Nasenspitze den „Witz" erzählt hatte, den er einmal in der Residenz gemacht: Da hatte ihn ein feenhaft anlockender Salon eines Seidenwaarenlagers so mächtig zum näheren Beschauen dieser Herrlichkeiten angezogen, daß er ohne Weiteres eintrat und ganz unbefangen fragte: „Haben Sie keine Armleuchter zu verkaufen?" — In solchen Stimmungen und überhaupt wenn er gut gelaunt war, redete er seine Umgebung mit lauter Schimpfnamen der ausgesuchtesten Sorte an, und hörte man alsdann auch oft den steten Lieblingsausdruck seiner Freude und seines Beifalls: „Ne, was das Kind für dicke Beine hat!" Eine größere, wenn auch sehr räthselhafte Anerkennung konnte Niemand von ihm verlangen. War er aber übellaunig oder fühlte er sich verletzt, gekränkt, so redete er die Leute anständig mit den ihnen gehörenden Namen an. Lieblingsausdrücke seines Unmuthes oder Zornes

waren: „Nicht zu glauben, ohne zu sehen! —“ „So was lebt doch nicht, in der Welt nicht —“ „Was soll das nu nur werden?!“ Gestehen wir's nur offen: solche Stimmungen waren bei ihm die häufigsten; er forçirte sich oft förmlich dazu, denn er glaubte steif und fest, er sei Misanthrop und dürfe deshalb gar nicht lustig sein. Er machte sich oft Vorwürfe, wenn er es gewesen war, wenn er „die Misanthropie schändlich vergessen hatte.“ Dann warf er sich ihr mit doppelter Theilnahme in die Arme, und so hatte er es nach und nach dahin gebracht, daß er vom wirklichen Misanthropen nicht weit entfernt war, wenigstens ungemein mißtrauisch wurde. Er witterte überall Betrug, Unzucht und nach 1848 Revolution, Verschwörung, Mord und Todtschlag. — Ehe die Saaten aufgingen, meinte er sehr oft: „Ihr sollt sehen, der Saamen verfault in der Erde: was soll das nu nur werden?!“ Wenn die Saaten im grünsten Keimen standen, befürchtete er alle mögliche Naturereignisse, die sie zerstören könnten; ja, im Juli hatte er oft gerufen: „Es kann doch noch frieren, nicht zu glauben, ohne zu sehen!“ Die prächtigsten Mastochsen konnten ihm nur den Gedanken geben, daß sie morgen krepiren würden, und die höchsten Getreidepreise schienen ihm oft nur eine

optische Täuschung zu sein, selbst dann noch, wenn er das Geld eingestrichen hatte. Ein großes Unglück war für ihn — obgleich er selbst sehr wenig zu thun brauchte — daß er nie Zeit hatte. Schon seit 30 bis 40 Jahren hatte er jeden Tag geglaubt: morgen müsse alles drunter und drüber gehen, weil er keine Zeit habe, und eine jede solche Betrachtung schloß er mit den Worten: „So was lebt doch nicht, in der Welt nicht! —" Er konnte keine Minute allein sein, mußte stets Jemand um sich haben, dem er irgendwie Dienste und Gefälligkeiten erzeigen konnte; er verlangte dafür aber auch dessen ausschließliche vollste Hingabe an ihn und jammerte dabei beständig, daß er sich stets für Andere aufopfern müsse. Im Sommer und Winter stand er jeden Morgen Punkt 3 Uhr auf, fluchte dann auch jeden Morgen über die „Langschläfer," sagte aber nie etwas davon, daß er sich jeden Abend Punkt 8 Uhr in's Bett legte und sogleich einschlief. Seine Hauptleidenschaft waren Reitpferde; die schönsten und wildesten waren ihm die liebsten; aber sobald ein solches Pferd nicht gehorsam sein wollte, wurde es als Ackerpferd oder zur Tretmühle degradirt, und so kam es denn nach und nach, daß er im Acker und in der Mühle fast nur solche Pferde hatte, die die glänzendsten Equipagen der

Residenz geziert haben würden. — Am liebsten war er mit recht starken, wilden, verwegenen Jungen zusammen, und oft ließ er die tüchtigsten Jungen der weiten Umgegend auf seinem Gute zusammenkommen; dann wurden sämmtliche Pferde ohne Sattel und Steigbügel vorgeführt, und nun mußten Alle zugleich nach Kommandowort auf-, ab- und wieder aufsitzen. Dann ritt er an die Spitze und nun im scharfen Trapp hinaus, über Stock und Stein, durch Dick und Dünn. — Wollte ein Pferd nicht pariren, blieb sein Reiter zurück oder wurde willenlos vorwärts und abseits geschleudert, oder fiel er gar herunter, dann lachte der alte Baron, bis ihm die Nasenspitze wackelte, als ob sie das leibhaftige perpetuum mobile sei; wurde er selbst aber von seinem Pferde chikanirt, dann fluchte er gräulich und schob die Schuld auf sämmtliche Jungen. Bei Alle dem war der alte Baron ein Mann der strengsten Pünktlichkeit, Ordnung und Rechtlichkeit; er that außerordentlich viel Gutes und war gescheidt genug, Talent und Tüchtigkeit überall herauszufinden, anzuerkennen und an sich zu fesseln. Darum schätzte er auch im Stillen seinen ausgezeichneten Verwalter sehr hoch, obgleich er ihn, seines kurz angebundenen, knappen Wesens wegen, nicht ausstehen konnte

und mit ihm, wie er zu sagen pflegte: „auf Hofton" stand.

Eine unerschöpfliche Quelle von Respekt, Aerger, Freude, Satyre und Humor war ihm indessen sein alter Schäfer, der Schäfer-Michel, den er seinen Leib-Astronomen nannte.

Wer kennt nicht des genialen, humoristischen Schrödter geistreiches Bild des Don Quixote?! Da spielt ein unendlich wehmüthiger Zug und ein Zug wirklicher Würde durch die unendlich komische Ernsthaftigkeit des Gesichts und des ganzen Körpers, des langen, hageren, geradlinigen und mit Gewalt gegen die Last der Jahre sich emporrichtenden Körpers: der Schäfer-Michel — man könnte glauben, er habe dem Maler zu diesem Bilde gesessen. Nur einen andern Bart und anderes Haar und natürlich andere Kleider trug der Schäfer-Michel. Der Bart von einem Ohr zum andern, d. h. rund unter dem Kinn her, und glatt, gleich geschnitten, wie nach dem Maaße, grau und gelb gesprenkelt, gerade wie die Haare. Diese waren puritanisch, rund um den Kopf her abgeschnitten, wozu ihm eine kleine Hundeschüssel und die Schafschere diente. Er trug einen großen länglich runden Hut mit einem handbreiten Band und großen blauen Schnallen, fettig glänzende, eng-

anliegende Lederhosen, die schon in allen Farben spielten, darunter Gamaschenschuhe, darüber ein stets schneeweißes Hemd. Das Hauptstück seines Anzugs aber war eine weite Jacke von rohem Schaffell für Sommer und Winter. Im Winter wurde die Wollenseite, im Sommer die Lederseite nach inwendig getragen und wenn der Schäfer-Michel bös wurde, zog er sie aus und legte sie neben sich, „damit, daß der Zorn herraußer kann," wie er sagte; stand er aber vor Jemand, vor dem der „Zorn nicht herraußer" durfte, dann knöpfte er sie energisch zu, „damit, daß der Zorn drinner bleibt." Der Schäfer-Michel war weit und breit ehrenvoll dafür bekannt, daß er die „erstaunlichsten" Kenntnisse nicht allein von allen Krankheiten der Schafe und deren Heilung, sondern auch von den besten Futterkräutern und den sichersten Witterungsregeln besitze. Er war sich dieser vielseitigen Kenntnisse auch vollkommen und nicht ohne würdevolles Selbstgefühl bewußt, sprach davon aber stets nur andeutungsweise, in drei Viertel Sätzen, was überhaupt seine liebste Ausdrucksweise war, und diese erschien noch um so bedeutungsvoller, als er ihr stets noch ein eigenthümliches, lang und tief gezogenes: „Hm — ja!" anzuhängen pflegte, was namentlich für die Bauern

einen tiefen, geheimnißvollen Sinn zu bergen schien. Seine ungemeine Weisheit schien indessen den Bauern hauptsächlich in seiner Nase zu sitzen; er hatte sich nämlich oft dahin geäußert: „Wenn die Nase nicht — Hm, ja! — im Geruch —, wenn ein Schaf krank —, wenn eine große Krankheit im An —, überhaupt auch, — die Kräuter —, man muß sich nur auf den Ger — Hm, ja! — und die Witterung —, das liegt ja ganz allein in der — und die Luft kann man ja — nu versteht sich! Hm, ja!" — Diese vielsagenden Andeutungen waren denn vom Schulmeister weiter ausgearbeitet worden und hatten jene Vermuthung bei den Bauern hervorgerufen. So betrachteten sie nun die Nase des Schäfer-Michels stets mit einer gewissen scheuen Ehrfurcht und stellten oft Vergleiche mit ihr und der Nase des alten Barons an, aber stets zum entschiedensten Nachtheil des Letzteren.

Wahrhaft rührend war es, wie der Schäfer-Michel seine Schafe liebte; er sah in den Schafen eine von der Vorsehung ganz besonders bevorzugte Gattung Geschöpfe, die kühn mit jeder andern Gattung in die Schranke treten könne. Oft rief er in einem Anfall von Begeisterung (d. h. so weit er seiner Würde eine solche erlaubte): „O, ich könnte mein

Leben für die Sch — — Hm, ja!" Er konnte des Nachts im Stall, wenn er oben an der Wand in seinem Bettverschlag schlummerte (und er schlummerte einen handfesten Schlaf) stets hören, wenn ein Schaf hustete oder stöhnte oder mit kranker Stimme blökte. Dann wachte er sofort auf, horchte noch einmal, und nun wußte er schon ganz genau, welches Schaf das that. Dann rasch mit dem „Doktorsäckchen" die Leiter hinunter, und nun brauchte er nicht lange zu suchen, er griff nur so zu und hatte gewiß das rechte Schaf erwischt. Er wußte dann auch schon sogleich, wie weit es mit der Krankheit sei, und war rasche Operation nöthig, ja, war das sogenannte „Blutstechen" nöthig, wobei es sich oft nur bei der Breite einer Linie um Leben und Tod handelt, dann machte er das Alles sofort ab, ohne sich erst die Laterne anzustecken und jedesmal so sicher, als ob er die allerhellste Laterne dabei gehabt hätte. — Nie stieg er Abends in seinen Bettverschlag oder in seine Hürde, ehe er nicht seinen Schafen von Herzen gute Nacht gewünscht hatte, und vom Verschlag oder der Hürde aus segnete er förmlich, stehend und mit ausgebreiteten Armen, noch einmal sein „geliebtes Schafvieh," mit den Worten schließend: „Behüt Euch all der li — Hm, ja!" Er hatte für jedes

seiner 500 Schafe einen besonderen Namen, die er alle, mit riesenmäßigem Gedächtniß, behalten, der Leichtigkeit wegen aber zuletzt doch in jedesmal 10 gereimte Abtheilungen gebracht hatte. So hieß z. B. eine Abtheilung: Mimmili, Bimmili, Schimmili, Himmili, Kimmili, Fimmili u. s. w., eine zweite: Säuchen, Bläuchen, Dräuchen, Häuchen, Fräuchen u. s. w. Auf diese — freilich ersten und letzten — dichterischen Versuche bildete er sich nicht wenig ein. Uebrigens dachte er sich auch bei jedem einzelnen dieser Namen etwas „Absonderliches," das — wie er meinte — „auf den Charakter des Schafviehs — Hm, ja!"

Was er sich dachte, ist bis jetzt noch nicht enträthselt worden; man will auch behaupten, die Namen seien ihm anfänglich nur so auf die Zunge gekommen, erst später habe er sich Etwas hineingedacht, sich aber zuletzt eingebildet, er habe dieses Gedachten wegen die Namen „erfunden."—Die Schäferhunde haßte er eigentlich, zwar ganz im Stillen, aber ingrimmig, weil sie seine geliebten Schafe so oft ängstigten. Er hätte lieber gar keine Hunde gehalten, doch sah er wohl ein, daß es nöthig sei, und da war er denn wenigstens dafür bemüht, daß stets nur die ausgezeichnetsten, am besten dressirten Hunde



angeschafft wurden. Biß nun dennoch „so ein Schwerenöther“ einmal ein Schaf, dann wurde er blutroth im Gesicht, wollte im ersten Augenblick die Pelzjacke ausziehen und auf den Hund losstürzen, bedachte aber im nächsten Augenblick schon, daß das die Schafe in Unruhe bringen würde; dann knöpfte er rasch und energisch die Pelzjacke zu und rief mit halber Stimme, indem er ein Auge zukniff, dem Hunde zu: „Na warte nur! sollscht schon — hm, ja!“ Nun untersuchte er das gebissene Schaf mit väterlicher, nein, mit mütterlicher Sorgfalt, streichelte es und gab ihm liebevolle Namen, mit Unterbrechung eines bedeutsamen Knurrens nach dem Hunde hin. Gings nun Abends in den Stall oder auf die Trift, dann nahm er den verbrecherischen Hund einsam bei Seite, hielt ihm erst eine strafende Sittenrede in halben Sätzen und mit mehreren „hm, ja!“ vermischt, zog darauf die Pelzjacke aus, prügelte den Hund tüchtig durch (der dabei vor lauter Verwunderung gar nicht zum Heulen kam), zog die Jacke wieder an und ging würdig zu seinen „gerochenen“ Schafen zurück. — Der Schäfer-Michel liebte die Bibel hauptsächlich wegen der Stelle vom verlorenen Lamm, das vom Schäfer emsig gesucht und vom gefährlichen Fels zurückgeholt wird. — Als der

Pfarrer diese Stelle einmal vorgelesen hatte, meinte er hernach: „Der Bibelschreiber hat die echte Schäfer-Natur gut ge — hm, ja!“ — Wenn der Schäfer-Michel mit seiner Stangenschaufel Erde faßte, um damit ein zurückbleibendes oder abseitslenkendes Schaf von ferne beizutreiben, dann untersuchte er vorher jedesmal, ob nicht ein zu großes Steinchen dabei sei; dann aber warf er auch in einem so schönen Bogen, mit einem so würdigen Schwung des Armes und Stabes seine Erde, daß jeder andere Schäfer mit großem Respekt dafür erfüllt werden mußte; dann schmunzelte der Schäfer-Michel mit dem ganzen Gesicht und war sehr zufrieden mit sich. Der Schäfer-Michel hatte auch ein vollkommenes Zutrauen zur Treue seiner Schafe. Wenn ihn Jemand fragte, was er wohl anfangen würde, falls ihm ein Schaf plötzlich davon liefe, antwortete er mit ruhigster Sicherheit: „Mein Schaf thut so was nicht;“ und wenn nun weiter gefragt wurde: aber wenn es doch nun einmal geschähe, so erwiederte er etwas bestimmter: „M e i n S c h a f thut so was nicht.“ — Der Schäfer-Michel befand sich auf dem Gute des alten Barons eigentlich „in der Fremde“; sein „Vaterland“, wie er sich ausdrückte, befand sich 4 Stunden weiter; aber es hatte ihn dort nicht gedul-

det, weil keine guten Weiden da waren, während hier solche Weiden waren, „daß man — wie er meinte — selbst ein Schaf se — hm, ja!“ Er hatte mit dem Verlassen seines Vaterlandes „viel Gefühl hergegeben“, aber was hätte er nicht hingegeben, um seine Schafe auf guter Weide zu sehen?

Der Schäfer-Michel hatte Ehrgeiz, viel Ehrgeiz. Er wollte nicht allein der erste Schäfer und ein „kreuzbraver“, strengehrlicher Mann sein: er wollte auch dafür anerkannt werden. Er wollte nicht allein Respekt vor sich selbst haben; auch die Welt sollte ihn respektiren, und nur ein Titelchen gegen seine Ehre, — Herr Gott! das konnte ihn außer sich bringen. Seinem tieferen Herzen stand am nächsten oder am einzigsten sein jetzt zehnjähriges Töchterchen, das erste und letzte, was er in seinen 54 Jahren gezeugt, und das der Mutter bei der Geburt das Leben gekostet hatte. Mit unbeschreiblicher Schwärmerei hing er an diesem Kinde; im Winter freilich bezwang er männlich seine Sehnsucht und ließ das Kind im Dorfe bei der Schultheißin „in Penzion“; aber im Sommer mußte das Kind fast den ganzen Tag bei ihm sein. Er hätte es auch gern des Nachts zu sich in die Hürde genommen, aber er gönnte dem Kinde doch eine bessere Ruhestatt und fand es, als

das Kind größer wurde, auch „nicht mehr passentlich"; so ging denn das Kind des Abends wieder in die „Penzion", und dann sah er ihm noch lange nach, lachte mit dem ganzen Gesicht und freute sich „grausam" auf den nächsten Morgen. Sein Kind spielend unter den Schafen zu sehen, — das war ihm die höchste Wonne, die Erdenbewohner nur empfinden können. — Von leiblichen Genüssen hatte der Schäfer-Michel nur eine wirkliche Leidenschaft: den „Tuback". Er konnte eher zwei Tage lang nicht essen, als zwei Stunden lang nicht rauchen. Hielt er Morgens, Mittags und Abends heimlich und andächtig sein Gebet, (in die Kirche ging er selten, und man sagte ihm nach: der dabei nöthigen Entbehrungen wegen, obgleich er als Grund dafür „das Geschäft" angab) dann that er vorher rasch noch ein paar starke und hellanfachende Züge, legte den Stummel dann neben sich, und kaum war das letzte Wort in vollster Andacht gesprochen, griff er rasch wieder zum Stummel, und unter zehn Mal war der wohl neun Mal „noch in Brand", was dem Schäfer-Michel dann jedesmal eine ungemeine Freude verursachte. Die Röhre seiner Pfeife war höchstens 1½ Zoll lang, er steckte sie bis dicht an den Kopf in den Mund, so daß der kleine, schwarze, possierlich-runde Kopf

wie ein Maulwurf aussah, der dem Schäfer-Michel einen Besuch machen wollte. Er konnte oft stundenlang, — die Wolken seiner geliebten Pfeife verfolgend, — darüber nachdenken: „ob der Abel, der erste Schäfer dieser Erde, auch schon Tuback geraucht habe." Hatte er eine recht schöne, weiße Ringelwolke geblasen, dann meinte er oft, so müsse die Seele eines eben gestorbenen Schafes aussehen. Er machte auch allerhand Kunststücke mit dem „Dampfmachen", worüber er stets schmunzelte: er blies ihn nach links und blies ihn nach rechts; er blies ihn mit der Oberlippe nach unten und mit der Unterlippe nach oben; er blies ihn aus dem rechten Nasloch und blies ihn aus dem linken Nasloch, er blies ihn aus beiden Naslöchern zugleich. Vorübergehende Bauern hielten das dann oft für prophetische Eingebungen. Eins wollte ihm aber, trotz unsäglicher Bemühungen, nicht gelingen: den Dampf aus den Ohren herauszublasen, und sein gescheidtester Schafbock weigerte sich hartnäckig das Rauchen zu erlernen. „Er hat kein Genie dazu," meinte der Schäfer-Michel.

Wäre der Schäfer-Michel nun nicht gerade der Schäfer-Michel gewesen, so hätte er wohl noch eine zweite Leidenschaft bekommen: das Schnapsfläsch-

chen. Sieben Monate im Jahre, wo die Heerde Abends zu Stall getrieben wurde und er des Morgens auf dem Hof seinen warmen Kaffee oder seine Suppe bekam, ehe er austrieb, dachte er gar nicht ans Fläschchen. Aber fünf Monate im Jahre, wo er auf der Trift blieb, in der Hürde schlief und des Morgens nun doch auch „was Warmes“ im Magen haben mußte, da blieb ihm ja gar nichts anderes übrig, als „so 'nen Schluck aus dem Fläschchen“; und wenn das nun „von wegen des engen Halses“ ein ziemlich langer Schluck, oder „von wegen der Merkwürdigkeit“ mancher Schluck wurde — je nun, so was kann ja passiren, und wenn der Schäfer-Michel nun „von wegen der schwachen Nerven“ ein bischen wacklig wurde, ei, daran war ja nur „der verdammte Schnaps“ schuld. Aber so was kam selten vor, und der Schäfer-Michel war nicht der Mann, der es sich ungestraft hingehen ließ. Zuerst schämte er sich fürchterlich vor seinen Schafen; Abends stieg er dann in seine Hürde, hielt sich eine Strafpredigt, maulschellirte sich nach allen Seiten, stieg wieder aus und legte sich unter die Hürde auf die bloße Erde, indem er murmelte: „Bengel Du! darfst nicht im Bett schlafen.“ — Die liebsten Thiere nach den Schafen waren für ihn die Störche. Er konnte

sie stundenlang mit der nie gelösten Frage betrachten: was sie wohl früher gewesen wären? Im andern bessern Leben müßten sie jedenfalls Schafe werden.

Er haßte gründlich „die neue Wissenschaft," d. h. die neue Methode in der Dorfschule und die neuen, „verüberstudirten Herren Schullehrer, die die Natur nicht kannten." Dagegen sprach er sehr ehrfurchtsvoll von dem Lehrer seiner Jugend, der ihn wirklich so weit gebracht hatte, daß er seine Namensunterschrift mit drei sehr regelmäßigen +++ dokumentiren und daß er Geschriebenes und Gedrucktes von einander unterscheiden konnte. Sein würdiger Lehrer, Knippkügelchen genannt, und nun schon seit vielen, vielen Jahren todt, war ursprünglich Nachtwächter gewesen und seine „ganz absonderliche Stimme", so wie seine vielfachen Verdienste um Schweineschneiden, Vögelabrichten und Hasenabziehen, zugleich die merkwürdige Eigenschaft, daß er (im Gegensatz zum bisherigen Schullehrer) schreiben und lesen konnte, hatten ihn endlich zum Stellvertreter des verstorbenen Schullehrers gemacht. So erzählte der Schäfer-Michel in ehrfurchtsvoller Erinnerung und dabei noch mancherlei aus seiner seligen Schulzeit: In Ermangelung einer Schulstube wurde dazu das

Gemeinde=Backhaus benützt. Da saßen denn die Jungen (amphitheatralisch) auf der halben Seite des Backofens herum, der größte Junge ganz oben auf. Der Schulmeister stand auf dem erhöhten Backtrog; rechts neben ihm sein Nachtwächterhorn, links vier Haselstöcke in aufsteigenden Größen. Das Horn drückte er oft diesem und jenem „gar zu dummen" Kinde fest auf den Kopf, oder besser gesagt: den Kopf des Kindes in das Horn hinein, so daß dasselbe stets einen runden, rothen Striemen davon trug. Der Schulmeister Knippkügelchen hatte nämlich die Ueberzeugung, daß Dummheit nur ein organischer Fehler, nur eine Erweichung und Ausdehnung des Gehirns und der Kopfschale sei; (er glaubte das bei seinen „anatomischen Experimenten" mit Schweinen und Hasen gefunden zu haben) und besagtes Experiment sollte diese auseinandergetriebenen Theile wieder zusammendrücken. Die vier verschiedenen Haselstöcke waren für die vier verschiedenen Reihen auf dem Backofen bestimmt, so daß Knippkügelchen von seinem Backtrog aus ganz bequem die nahen und entfernten Reihen durchprügeln konnte. Ehe er dieses vielseitige Experiment wirklich in der Schule anwendete, hatte er es mit sämmtlichen Kindern in „Freistunden" einexerzirt, und nun war es ihm so

geläufig, daß er auch im blindesten Eifer stets den rechten Stock für die rechte Bank erwischte.

„Der kannte das Justus un de Natur!“ so schloß der Schäfer-Michel jedesmal seine Reminiscenzen, lüftete dabei ein wenig den Hut und bemerkte noch nachträglich: „Ich hab' in der Visage 'ne große Aehnlichkeit mit diesem ehrw — — hm, ja!“

So regelmäßig der Schäfer-Michel jeden Morgen, Mittag und Abend betete, sich wusch, aß und trank, so regelmäßig zankte er auch jeden Morgen, Mittag und Abend mit dem Schafjungen. Gewiß schloß er den Schafjungen stets mit in sein Gebet ein, lieh ihm oft seine Seife, seinen Kamm, aß und trank Nichts, wovon er dem Schafjungen nicht auch abgab, und drückte ihm manche Hand voll „Tuback“ stillschweigend in die Hand; aber zanken mußte er mit ihm, auch wenn gar kein Grund vorhanden war; er konnte nicht anders, es war ihm zur andern Natur geworden, aber er glaubte auch: „Das sei heilsam für's Menschenkind.“

Dieses „Menschenkind“ war nun ein gar komisches, sonderbares, närrisches Menschenkind von ungefähr 30 bis 33 Jahren, die man ihm aber noch gar nicht ansah. Die kleine, dicke, schiefe Figur war mit einem unermeßlich weiten und langen hell=

blauen Rock, mit hellblauen Stahlknöpfen geziert, bekleidet.

Ob er eine Hose, Weste, ob er Strümpfe und Schuhe anhatte, ist nie ermittelt worden, denn der ewig zugeknöpfte Rock bedeckte ein unergründliches Geheimniß. Der fuchsrothe Kopf saß unmittelbar auf den Schultern, und auf dem fuchsrothen Kopf schwankte ein nach hinten und vorne unendlich lang und spitz auslaufender Strohhut. Um den großen dicken Mund, um die kleine verkrüppelte Nase und um die schieligen Augen, ohne eine Ahnung von Brauen, spielte ein sonderbares Gemisch von Blödsinn und witziger Durchtriebenheit, von humoristischer Gutmüthigkeit und Bosheit, von hasenmäßiger Furcht und energischer Consequenz. Er hatte vier Hauptleidenschaften: Tanz, Musik, Gespenster-, Räuber- und Rittergeschichten und Hunde. Er hinkte zwar, aber das schadete seinem Tanzvergnügen Nichts; er tanzte frisch darauf los bei allen Gelegenheiten, und die Mädchen — sonderbarer Weise — tanzten gern mit ihm; und wenn es keine Tanzlustigen gab, dann tanzte er mit sich selbst und seinen Hunden. Er war mehr als halbtaub, aber das verkümmerte ihm seine musikalischen Genüsse nicht, er war schon glücklich, wenn es nur

klirrte, klimperte, schellte, gellte, rasselte und donnerte. Er spielte selbst mehrere Instrumente; im Sommer Weidenflöte und Baumblatt, im Winter Kamm und Papier; er glaubte sie ausgezeichnet zu spielen, obgleich er von seinen eigenen Tönen sehr wenig hörte und der Schäfer-Michel ihm manchen „Puff“ in die Seite gab, „weil die Schafe 's Zittern kriegen.“

Der Schafjunge glaubte steif und fest, er könne Klavier spielen, aber er hatte noch nie ein Klavier gesehen. Am glücklichsten war er, wenn er auf der Trift oder im Stall ganz leise vor sich hin „komponiren“ konnte; er komponirte auch die Dezimal-Reime der Schafnamen seines Herrn, wodurch er sich sehr in Gunst bei ihm setzte und häufig angesprochen wurde, diese Kompositionen ihm vorzusingen. — Die Gespenster-, Räuber- und Rittergeschichten hatten ihn anfänglich nur ihrer musikalischen Elemente wegen angezogen; ihr Kettengerassel, Rüdengebell, donnerndes Zufallen der Thore und Zugbrücken, Wächtergeblase und Schwerter-Klirren hatten ihn selig gemacht; erst später war er auch in ihren tiefern geistigen Gehalt eingedrungen, und mit fabelhaftem Raffinement wußte er nun überall solche Bücher aufzutreiben. Mit Ehrfurcht las er stets zuerst den Namen der Verlagsbuchhandlung; er

glaubte, daß die Verleger all' diese Geschichten selbst angeordnet und ausgeführt hätten; so erschien ihm denn Fürst in Nordhausen als der eigentliche wahre Fürst des Vaterlandes; Quedlinburg bei Gottfried Basse war ihm dessen erster Vetter, der nur incognito einen so gewöhnlichen Namen trage; auch das Verlagscomptoir in Grimma erschien ihm sehr achtungswerth. Durch das Lesen dieser ehrwürdigen Schriften glaubte der Schafjunge eine gewisse höhere Bildung und dadurch auch Anspruch auf den nähern Umgang mit dem Schullehrer seines Dorfes sich erworben zu haben. Dieser „duldete" ihn denn auch mit humaner Herablassung, denn der Schafjunge war der Einzige, dem er seine Gedichte vorlesen konnte, oft stundenlang mit weicher, sanfter Stimme, — er war Lyriker — weshalb der Schafjunge nie ein einzig Wort verstand, aber andächtig zuhörte und dem Dichter von Zeit zu Zeit ehrfurchtsvoll und billigend zunickte. Durch diesen bildenden Umgang hatte sich der Schafjunge hie und da ein besonderes Wort angeeignet, was er dann oft anwendete. So z. B. war er mit seinen Herren manchmal „gespannt"; oft „fühlte" er sich, oft hatte er „Resignation", und oft wurde er „verkannt". Er behauptete auch „stark aristokratisch" zu sein, und

nach 1848 nannte er sich nicht selten „Reaktionär". — Seine Hundeleidenschaft hatte aber sehr unangenehme Folgen für ihn; dieselbe erstreckte sich nämlich durchaus nicht auf alle Hunde, am wenigstens auf die echten Schäferhunde; ja, diese konnte er eigentlich gar nicht ausstehen.

Er liebte nur die Mopse, Spitzel, Dachshunde und Pudel (namentlich wenn sie recht mager und „ruppicht" aussahen); alle andern Hunde waren in seinen Augen eigentlich keine Hunde, gehörten einem Geschlechte an, das noch gar nicht klassifizirt sei, nur aus Willkür oder Noth oder nur interimistisch den Namen Hunde führte und eben so gut Elephanten oder Kaninchen oder Fischottern heißen könnte.

„In schöneren Zeiten" — wie der Schafjunge sich oft schmerzlich ausdrückte — „war er kein Schafjunge, sondern Schäfermeister, wie der Schäfer-Michel; da hatte er aber durchaus die Schäferhunde abschaffen und dafür seine geliebten Pudel, Mops, Spitzel und Dachshunde abrichten wollen. Das hatte denn die heilloseste Confusion in seiner Schafführung verursacht und er wurde abgesetzt, „ein Opfer des Wahns", wie er zu sagen pflegte. Nach langem Umherirren mußte er endlich froh sein, die

Stelle als Schafjunge beim Schäfer-Michel oder eigentlich beim alten Baron zu bekommen. Der alte Baron liebte Originale, und so gefiel der Schafjunge ihm ungemein. Aber der Schafjunge konnte diese „subalterne“ Stellung stets nur mit Schmerz betrachten; in gewissen, sentimentalen Stunden drückte sie ihn ungemein, namentlich wenn er „Etwas“ getrunken hatte. Er wünschte nun wenigstens die Schäferstange und den Schäferhut tragen zu dürfen; aber der Schäfer-Michel litt das nicht; er war darin so aristokratisch, wie nur ein alter „von Itzenplitz“ sein kann. Der Schäfer-Michel hielt fest daran, daß nur Er die Attribute des Schafführers tragen dürfe; der Schafjunge sollte sich nicht überheben und bei Seinesgleichen bleiben. O, das „wurmte“ den Schafjungen oft entsetzlich, und er hätte den Schäfer-Michel hassen können, wenn er dafür nicht zu gutherzig gewesen wäre. Er hatte auch einen Trost, er glaubte ganz bestimmt, den Schäfer-Michel noch einmal in den Jahren überholen zu können, älter oder wenigstens eben so alt zu werden, wie der Schäfer-Michel, der sich auf sein Alter oft so viel zu Gute that. Dann fand er auch oft ein Vergnügen darin, den Schäfer-Michel ganz ernst anzusehen, wenn derselbe benebelt war und die

Blicke des Schafjungen unendlich gern vermieden hätte; ihn zu überraschen, wenn er sich maulschellirte oder unter der Hürde lag. Dann war der Schäfer-Michel mäuschenstill, und der Schafjunge fühlte sich dann gleichsam als Gebieter über den Schäfer-Michel. War er besonders „piquirt", so animirte er den Schäfer-Michel, scheinbar absichtslos, ihm die schon hundertmal erzählten Jugend-, Schaf- und Witterungsgeschichten zu erzählen; der Schäfer-Michel versäumte eine solche, ihm stets willkommene Gelegenheit nie, doch kaum fing er mit Schmunzeln seine Erzählung an, so schrie der Schafjunge plötzlich: „Ach das dumme Zeug habe ich schon gehört!" und lief davon. Der Schäfer-Michel ärgerte sich dann wüthend, erzählte aber dennoch die angefangene Geschichte sich selbst bis zu Ende. Oft aber auch hörte der Schafjunge stundenlang die hundertmal schon gehörten Geschichten ruhig mit an, in heimlicher Ironie, aber doch so, daß der Schäfer-Michel Wunder glaubte, wie neu das Alles dem Schafjungen sei. — Wenn die bestimmte Stunde des Auszankens kam, stellte er sich stets pünktlich vor den Schäfer-Michel hin, und je nachdem er „gestimmt" war, lachte er ihm entweder geradezu ins Gesicht, oder fing an zu heulen, oder guckte ihn so treu-

herzig an, daß der Schäfer-Michel oft ganz verblüfft wurde.

Das sind die drei Originale, deren innere und äußere Eigenthümlichkeiten, durch einen Zufall, durch eine Kleinigkeit aneinander gerieben, in Konflikt gerathend, nun eine in ihrer Art erschütternde Katastrophe herbeiführen sollten, eine Katastrophe, die leicht zu einer tragischen Lösung hätte führen können. Diese Schilderung ist so lang, wie die Geschichte selbst, aber die Wahrheit derselben anschaulich zu machen, erforderte erst solch' breiten, sicheren Boden.

Das Geschichtchen.

Der Lohn des Schäfer-Michels bestand in der Erlaubniß: 36 eigene Schafe mit denen des Herrn sich halten zu dürfen; aus den 36 wurden aber nun natürlich oft mehr (bei jedem neuen Zuwachs freute sich der Schäfer-Michel unbändig für seine Anne-Marie, und er nannte alle seine Schafe: „Meine Anne-Maries"), diesen Zuwachs gab der Schäfer der Dorfgemeinde zur Stallfütterung und trieb dafür deren Schafe mit auf die gemeinschaftliche Trift. Die Gemeindeschafe bekamen ein rothes †, die Schäferschafe eine rothe 0 auf den Rücken, so daß sie stets von der Hauptheerde, von den „Baronsschafen" zu

unterscheiden waren. Alle Frühjahr und Herbst war große Schafzählung; da wurde jedes einzelne Stück dem Schäfer zugezählt, und er mußte der Gemeinde und dem Baron dafür haften und es ersetzen, wenn eins fehlte. Aber so lange der Schäfer-Michel Schäfer gewesen war, — und das war nun an 44 Jahr her — hatte nie eins gefehlt; bei ihm — so meinte er — sei das „gar nit möglich". Jedesmal nach der Zählung gabs auf dem Gute (dem „Vorwerk") Tanz, Musik und Bier, und jeder Zähltag war dem Schäfer-Michel ein großer, wichtiger, ein außerordentlicher Tag; nicht wegen Tanz, Musik und Bier, (diese Seligkeiten genoß hauptsächlich der Schafjunge) sondern weil er sich da in seiner ganzen Würde und Wichtigkeit zeigen, mit jedem einzelnen gesunden Schaf stolziren, mit der Richtigkeit der Stückzahl jedesmal einen neuen Triumph seiner Pünktlichkeit feiern konnte. Er bereitete sich auf dieses „Fest" stets so feierlich vor, wie der Pfarrer auf die Kirchenvisitation, wie der Schullehrer auf das große Examen. Des Abends vorher wurde der ganze Körper von oben bis unten „extra" gewaschen, die Pelzjacke ausgestaubt, die Hose mit Löschpapier abgerieben, der Hut gebürstet, das Schuhwerk nicht geschmiert, sondern blank gewichst, der Bart, das

Haar noch runder, noch gleicher abgeschnitten und glatt gekämmt, der Pfeifenstummel gereinigt, der Schafjunge grausam gescholten und ein besonderes, feines, weißes Hemd zurecht gelegt, ein Hemd mit wunderbar breitem, mörderisch=unbeugsam gesteiftem Kragen, der, aufrecht stehend, den Hut des Schäfers auf höchst gefährliche Weise bedrohte und ihn über dem Kopf desselben balancirte.

Dieses Fest des Schäfers sollte nun wieder stattfinden; Abends vorher hatte der Schäfer=Michel einen ganz besonders argen Zank mit seinem Schafjungen. In einem zwei Stunden weit entfernten Dorfe war ein neuer, ganz ausgezeichneter Schäferhund angekauft, er wurde dem Schafjungen zur sichersten Verwahrung übergeben, damit er nicht wieder zurücklaufe; der Schafjunge aber, in seiner gründlichen Verachtung für diesen, so ganz besonders ausgezeichneten Schäferhund, hatte ihn höchst schnöde und gleichgültig behandelt, nicht angebunden, und der Hund war zurückgelaufen. Das gab nun schon ein Ausschelten, wie lange keins gefallen war, dann mußte der Schafjunge fort und den Hund wieder holen. Mit tiefer Indignation führte er ihn auch glücklich eine Stunde weit zurück. Plötzlich hörte er hinter sich zwei fremde Bauern furchtbar

ängstlich rufen; er drehte sich erschrocken um und die Bauern riefen ihm zu, er möge den Hund sofort loslassen, der Hund sei toll. Der Schafjunge würde sich nicht mehr entsetzt haben, wenn der Hund ihm plötzlich an die Kehle gefahren wäre; er sprang in einem Satz drei Schritte weit zurück, aber natürlich, der Hund mit, weil er ihn noch stramm an der Leine hielt. Der Hund fühlte sich auch zugleich durch diese plötzliche Unterbrechung des ruhigen Ganges sehr unangenehm berührt und gab dies durch ein eigenthümliches Knurren und sehr verdächtiges Schielen nach dem Schafjungen hin zu erkennen. Das war nun dem Schafjungen der sicherste Beweis für die Wahrheit jener Warnung; entsetzt ließ er die Leine los und sprang hinter einen mächtigen Eichbaum, mit Rock und Speichel eifrig die Hände abwaschend. Der Hund sah ihn einen Augenblick verwundert an, drehte sich um und lief ruhig zurück, gerade auf die freundlichen Warner zu.

Der Schafjunge schwebte nun in Angst, daß die Männer gebissen würden, und dann in gräulicher Verwunderung darüber, daß sie nicht dem fürchterlichen Thier zu entwischen suchten, sondern es ruhig an sich herankommen ließen. Jetzt ergriff einer der zwei Männer die nachschleifende Leine des Hun=

des, kaschulirte ihm und nun gingen alle drei lautlachend davon; der Schafjunge behauptete nämlich steif und fest: der Hund habe auch gelacht. Er wußte nun wenigstens so viel, daß er schändlich betrogen sei, und neue Todesangst erfaßte ihn. Aber Rath mußte geschafft werden; ein Hund mußte herbei, sei es, wer es sei, und der Schafjunge blickte nach einem solchen umher, wie Columbus in der fürchterlichsten Stunde seiner Meerfahrt nach festem Land; — und er sah Land! Im nächsten und letzten Dorfe erblickte er ein altersschwaches Möppelchen, mit Todesahnung im Busen, an einem abgedankten Brunnen liegend. Listig wie ein zweiter Reineke Fuchs umzog er das Thier in immer engern Kreisen, — und jetzt erfaßte er es mit kühner Hand, verbarg es unter dem unendlichen Rock und hinkte glücklich, befriedigt durch das Dorf dem Gute zu. Er wurde immer mehr überzeugt, daß er eigentlich einen ausgezeichneten Tausch gemacht habe und der Schäfer-Michel rein von Sinnen sein müsse, wenn er das nicht einsehen wolle. Aber der Schäfer-Michel, der am morgigen Feste mit dem neuen ausgezeichneten Schäferhunde paradiren wollte, war von Sinnen, oder er kam eigentlich beinah von Sinnen, als der Schafjunge ihm das altersschwache Möppelchen über-

reichte; er ließ eine so fürchterliche Fluth Scheltworte los, daß der arme Schafjunge sich „gekränkt fühlte wie nie" und heimlich fürchterliche Rache drohte.

Der große Tag der Schafzählung brach an; der Schäfer-Michel strahlte und glänzte und benahm sich herablassend gegen die Gemeindevorsteher, die ihre Schafe wollten mitzählen helfen. Der Schafjunge aber wies „mit Entrüstung" das vom Schäfer-Michel ihm angebotene Fläschchen zurück. Derselbe bemerkte das aber in seiner Seligkeit nicht und steckte es mit den Worten ein: „Gelt — das schmeckt? — Hm, ja!" — Jetzt kam der Verwalter und erzählte besorgt, der Herr Baron habe schon eine Klappe seiner Mütze herunter geschlagen; der Schäfer-Michel konnte das „an einem solchen Tage" gar nicht begreifen. Der alte Baron kam in der festen Ueberzeugung: es würden „viele" Schafe fehlen. Er hatte das seit 40 Jahren jedesmal gedacht, wenn er sich auch jedesmal geirrt hatte. Das selige Gesicht des Schäfer-Michels, der Blick, womit er stets „die Häupter seiner Lieben" gezählt, und der ihm stets gesagt hatte: „Es fehlt kein theures Haupt," dieser Blick wurde gegen Ende der Zählung immer weiter und weiter, immer starrer und starrer und jetzt: „511 — 512 — 513 es waren nur noch drei Stück

zurück und 518 stand in großen Zahlen auf einem großen Papier, vom Schäfer-Michel mit drei großen ††† versehen, und dies Papier hielt der alte Baron hoch in der Hand, — 514 — — 515" — — der Schäfer-Michel schwankte, der alte Baron schlug die zweite Mützenklappe herunter und fuchtelte schon leise die Luft mit der Reitpeitsche, — „516!" — — das war das letzte, — es fehlten zwei Schafe! —

Ja, es fehlten zwei Schafe; das war eine Thatsache, die den Schäfer-Michel fast zu Boden warf, während der alte Baron hintereinander ausrief: „Nicht zu glauben ohne zu sehen: Ich werde betrogen, bestohlen! So was lebt doch nicht, in der Welt nicht! Ich werde zu einem armen Mann gemacht! Ich werde banquerott! Was soll das nu nur werden! Aber Ihr müßt mir's ersetzen, — ersetzen; das Stück zu 10 Thaler billig berechnet. So was lebt doch nicht, in der Welt nicht! Herrrrr!" —" und damit rannte er fort in's Haus und schloß sich in sein Zimmer ein. — Der Schäfer-Michel lehnte wie geknickt an dem großen Baume mit der Obstkelter, und er glaubte, er liege in der Kelter und der alte Baron drehe mit Macht die pressende Kurbel herum. Die Domestiken standen halbseit um ihn her und warfen sich Blicke zu, als wollten sie sagen: „Das

kann dem alten Hochmuth und Moralprediger gar nichts schaden." Die Bauern — mißtrauisch sind sie alle — hatten sich weiter zurückgezogen, kopfschüttelnd und leise murmelnd: daß es doch wohl nicht so recht richtig mit dem alten Burschen wäre. Der Schafjunge kauerte an der Erde, schielte seitwärts nach dem Schäfer hin, kratzte sich mit einer Hand hinter den Ohren und hielt mit der andern dem altersschwachen Möppel das Maul zu, weil derselbe schwache Versuche zu sehr unzeitigem Bellen machte. Nur der Verwalter trat zum Schäfer hin, beruhigend, tröstend und „es würde sich wohl noch machen lassen." Aber der Schäfer-Michel wollte Nichts von Trost wissen: „O, mein Kind, mein armes, bestohlenes Kind! und mein Name! — meine Ehre — o ich bin ein ruinirter Mann!" so rief er aus, diesmal kein Wort zurückhaltend und das „Hm, ja!" war verschwunden, als ob er es nie gekannt hätte. Er war ein Bild des tiefsten, trostlosesten Schmerzes. Und als er jetzt sich sachte erhob, um sich schaute und die mißtrauischen Blicke der Bauern, die halbzufriedenen der Domestiken mit dem scharfen Auge des Unglücks rasch bemerkte: da schwoll es zornig in ihm auf, schon griff er an die Pelzjacke, um sie auszuziehen, aber mit krampfhaftem Griff knöpfte er sie rasch

zu und stürzte davon, in den Stall. Hier warf er sich der Länge nach auf's Stroh und den Hut auch; dann strich er sich über den Kopf und rief: „O halt z'sammen, Kopf, halt z'sammen!“ Dann weinte er, dann nahm er einen Schluck und noch einen und — „dreimal schreckt den Deibel!“ — noch einen. — „Ich bin betrogen! — rief er jetzt — ja ich bin betrogen; aber wer hat's gethan? Meine Schafe selber? nein! — das beschwör ich, meine Schafe thun so was nicht; es ist Jemand Anderster, und das muß untersucht werden, und ehender rühr ich mich nicht vom Fleck. —“ In diesem Augenblick wurde die Thür aufgerissen, und der alte Baron steckte den Kopf hinein; die Mützenklappen standen alle drei wieder in die Höhe. Der Schäfer-Michel bemerkte das aber nicht. „Na, noch nicht austreiben?“ rief der alte Baron, halb bös, halb gut. „Ich treibe nicht aus —“ knurrte der Schäfer Michel und richtete sich etwas in die Höhe. Mit einem Satz sprang jetzt der alte Baron in den Stall, mit raschem Handschwung schlug er eine Mützenklappe herunter: „Nicht zu glauben, ohne zu sehen! — Nicht austreiben! — Was!?“ schrie er. „Bis Alles untersucht ist;“ ergänzte jetzt der Schäfer-Michel seine ihm gekreuzte Rede. „So was lebt nicht, in der Welt



nicht —" donnerte nun der alte Baron — „im Augenblick aufgestanden und hinaus oder ein Mohren=Element=Donnerwetterrrr —" „Ich thu's nicht, hol mich der Deibel! — bis Untersuchung war" — entgegnete kurz und fest der Schäfer=Michel und stemmte, halb sitzend, halb schwebend die Faust auf den Erdboden. Mit einem Griff wurden jetzt beide Klappen heruntergeschlagen und das rothe Gesicht des alten Barons wurde braun. „Betrüger! Spitzbube!" kreischte er mühsam heraus. Da sprang der Schäfer=Michel mit jähem Satz empor und keuchte: „Herr Baron, Gott verzeih mir's! aber noch einmal so ein Wort: dann geschieht ein Unglück!" Er hatte die Pelzjacke weit von sich geschleudert und stand nun da, groß, dräuend, starr und bleich. — Der alte Baron konnte vor Zorn keinen Ton hervorbringen, aber wie ein angeschossener Bär sprang er auf den Schäfer zu und hob die Reitpeitsche hoch in die Luft, zu einem schweren Hiebe ausholend. „Ihr seid des Todes, wenn Ihr mich nur antippt!" rief der Schäfer mit eiskalter Stimme und trat rasch zurück, die Fäuste zusammenpressend, daß die Gelenke knackten; man konnte das deutlich hören in der Todtenstille des Augenblicks, der nun eintrat. Die Peitsche hatte einige Sekunden oben in der Luft geschwebt, bewe=

gungslos, jetzt senkte sie sich nach und nach lässig herab, der alte Baron starrte gespenstisch den Schäfer-Michel an, sah sich gespenstisch um, dann wieder den Schäfer-Michel an und nun hinterrücks langsam hinausschreitend, ließ er den Blick nicht von ihm los, als wolle er ihn bannen, einwurzeln mit diesem Blick; plötzlich wurde die Stallthür heftig zugeschlagen, von außen verriegelt und der Schäfer-Michel war wieder allein; — ein Gefangener, ohne daß er es wußte.

Dem alten Baron war plötzlich, im gefahrdrohenden Augenblick, wo die Reitpeitsche in die Höhe fuhr, die seltsame Idee gekommen: es sei eine große Verschwörung gegen ihn oder eigentlich gegen den ganzen thüring'schen Adel im Werke; er sah den Ausbruch eines zweiten furchtbaren Bauernkrieges vor seiner aufgeregten Phantasie, und der Schäfer-Michel war ihm der Hauptführer derselben; der mußte also vorsichtig behandelt, vorsichtig sicher gemacht werden, und diese Rücksicht, nicht die Drohung des Schäfer-Michels, hatte ihn plötzlich verwandelt, seine Peitsche sich senken und ihn sich so eigenthümlich zurückziehen lassen. Er war aber klug genug, seine Muthmaßungen noch für sich zu behalten. Niemand sollte ahnen, daß er den Plan schon kenne, um ihn desto sicherer an's Tageslicht zu bringen. Der Schä-

fer=Michel sollte erst „in Nr. Sicher" gebracht werden, und er hatte dies ja auch überhaupt durch seine Widersetzlichkeit und thätliche Drohung gegen seinen Herrn verdient. Darauf hin mußte auch das nahe Gericht die Einsperrung des Schäfers anordnen, als der Baron eilig angeritten kam und es sofort verlangte. Der Schäfer=Michel war während dem wieder ruhiger geworden; hatte alle möglichen Fälle: was er thun und lassen solle, und wie es wohl mit den fehlenden Schafen beschaffen sei, überlegt. Er hatte auch schon einen Augenblick daran gedacht, sich das Leben zu nehmen; aber auch nur einen Augenblick, denn im nächsten schon hatte er es für schlecht erkannt; schlecht an sich und schlecht gegen sein Kind. Dann gedachte er mit seiner Anne=Marie sogleich auf und davon zu gehen, aber auch das verwarf er; es sei feig und gebe erst recht dem Argwohn Nahrung, und es sei Unrecht gegen seine Schafe, was sollten die ohne ihn anfangen, — und auch er ohne sie?! Nun wollte er den alten Baron durch den Verwalter bitten: er möge noch eine Zählung vornehmen lassen, es könne ja möglich sein, daß ein Irrthum vorgefallen, — und dann stand er noch ehrwürdiger und angesehener da als bisher. Und wenn's kein Irrthum gewesen, — nun, dann wolle er's tragen, wie es

die Schuldigkeit sei, so lange er's tragen könne, und dem Baron wolle er zwei seiner besten Anne-Marie's als Ersatz geben, und wenn derselbe ihm den Ersatz erlassen möchte, — durchaus den Ersatz leisten und dafür sich bis ans Lebensende den „Tuback" abgewöhnen und Jeden mit der Schäferstange zu Boden schlagen, der gegen ihn „nur en Muck" anders sei als früher.

Der Schäfer-Michel hatte eben mit sich abgeschlossen und die Pelzjacke wieder angezogen, als zwei Gerichtsdiener eintraten und ihn aufforderten, ihnen ins Gefängniß zu folgen. Der Baron stand in der Thür, die Mütze als Zelt übergezogen, die Reitpeitsche krampfhaft hinter sich haltend. Die schon auf dem Rückweg gewesenen Bauern waren beim Herankommen der Gerichtsdiener wieder umgekehrt, und was nur sonst noch Beine hatte, war mit in den Hof gelaufen, um das was kommen würde mit anzusehen. Der Verwalter stand seitab vom Baron, durch eine Fluth Scheltworte zurückgescheucht und eingeschüchtert, als er so eben für den Schäfer-Michel hatte bitten wollen. Der Schafjunge aber saß im Holzschuppen hinter einem Verschlag, zitterte am ganzen Leibe, kneipte sich blaue Flecke und zerrte sich an beiden Ohrläppchen, bis sie kirschbraun aus-

sahen. Weinend, schreiend kam des Schäfer-Michels Anne-Marie gelaufen, festlich geschmückt für den Ehrentag des Vaters und nun dessen schlotternde Kniee und welk herabhängenden Arme umfassend und küssend, als ihn die Gerichtsdiener jetzt aus dem Stalle führten. — Im ersten Augenblick war der Schäfer-Michel mit einem mächtigen Satz wüthend zu seiner Schäferstange gesprungen, dann aber auf einmal matt zusammengeknickt, so daß er kaum gehen konnte und die Gerichtsdiener ihn führen mußten. Sie thaten es mitleidig und schonend, sie besaßen — wie die meisten Gerichtsdiener — einen gewissen Instinkt: ob sie einen Schuldigen oder Unschuldigen vor sich hatten. Eine tiefe Stille herrschte in diesem Augenblick über dem ganzen Hof, jetzt durch das Schluchzen und einen jähen Schrei des Kindes unterbrochen. Diese Töne fuhren wie elektrisch durch Leib und Seele des Schäfer-Michels, gaben ihm Besinnung und Kraft zurück. Rasch hob er sein Kind hoch in die Höhe, und das Kind rief: „Vater, ich geh mit Dir ins Gefängniß!" Manche Augen waren feucht geworden, alle traurig, und der alte Baron hatte ganz sacht eine Mützenklappe in die Höhe gerichtet. Aber das Wort der Anne-Marie: „Gefängniß" hatte den Schäfer-Michel erst recht zum

vollsten Bewußtsein des Schrecklichen gebracht, was seiner wartete; er sah nun nicht die feuchten und traurigen Augen, nicht die aufrechtstehende Mützenklappe; aus der tiefsten Rührung sprang er in die fürchterlichste Wuth und schrie: „Ins Gefängniß? der Schäfer-Michel ins Gefängniß?! Ich thu's nicht! schlagt mich todt, aber ich geh nicht! Helft mir, Leute! Helft mir gegen den Tyrannen!“ Und er trat bebend, drohend auf den alten Baron zu. Es entstand ein leises Murmeln unter den Zuschauern, man drängte sich zusammen, man winkte sich, man wollte zögernd vortreten, — aber die Mützenklappe fuhr urplötzlich wieder herunter, und Alle meinten bange, es hätte dabei geblitzt und gedonnert, — so schrecklich sah der alte Baron aus, so fürchterlich brüllte er jetzt: „Rebellen! Aufruhr!“ so wüthend stürzte er jetzt auf die jäh auseinanderstäubende Menge los, und die Reitpeitsche drohte in der Luft wie ein Komet. Die Gerichtsdiener führten rasch den schon wieder zusammengeknickten Schäfer-Michel fort, der alte Baron stürmte zu den Hofthoren und verschloß sie selbst und befahl, sofort Verschanzungen davor aufzuführen. Eben war er im Begriff, einen schweren Wagen mit eigener Hand vorzufahren, da erschien das liebe Bild der Frau Baronin. Das Pantöffelchen der vortreff-

lichen Gattin schwebte, unsichtbar wie Ariel, über den alten Baron hin, er wurde schon etwas ruhiger, und bald gelang es der gescheidten Frau, den Gemahl mit sich auf ihr Zimmer zu locken. Anne-Marie wurde mitgenommen und sorgsamer, liebevoller Pflege überantwortet.

Aber der Schäfer-Michel saß im Gefängniß, — der alte, ehrwürdige, berühmte, verehrte Schäfer-Michel, der Mann mit der wunderbar prophetischen Nase im Gefängniß!! Das war ein ungeheures Ereigniß, was sich bald durch die weite Umgegend verbreitete, und je weiter es kam, mit desto größeren Zusätzen; hier wollte man wissen, der Schäfer-Michel habe nach und nach 47 Schafe gestohlen und sie heimlich einem Juden verkauft; dort, er habe den Baron heimlich ermorden wollen; anderswo noch, er habe Feuer anlegen wollen und sei dabei erwischt worden. Ein herumziehender Krämer versicherte allen Ernstes, es sei eine große Falschmünzerei beim Schäfer-Michel entdeckt. So gings fort nach Außen hin, während vor dem Gefängniß eine Unmasse Menschen standen, die den Schäfer-Michel jeden Tag gesehen hatten, jetzt aber neugierig hinschauten, als gelte es einem berüchtigten Räuberhauptmann. O armer Schäfer-Michel! wohin nun dein Ruhm, dein

Ansehen, dein Beliebtsein, die Erinnerungen all deiner Verdienste?! Alles vergessen, alles dahin, als wäre es nie dagewesen. Und das wußte der Schäfer-Michel im Gefängniß, wußte ganz genau was es hieß: „der Schäfer-Michel im Gefängniß," — o in der furchtbarsten Bedeutung, die er selbst dem zu geben nur fähig war, und das brachte ihn dem Wahnsinn nahe. Der Amtmann selbst lief hin auf's Gut, um es dem alten Baron ans Herz zu legen; aber der ließ sich nicht sprechen, hatte sich fest eingeschlossen, und die Frau Baronin mißbrauchte nie ihre Gewalt und eben darum hatte sie eine solche. Sie wollte auch Nichts ohne den Gemahl thun, indessen verstand der Verwalter so einen stillen Wink: daß, wenn er etwas riskiren wolle, — sie hiernach schon wieder u. s. w. Während dem war es nun schon gegen Abend geworden, vor dem Gefängniß wurde es leer, die Menschen hatten sich müde und gleichgültig geguckt; siehe, da schlich verstört und bebend der Schafjunge heran, stellte sich unter das Gefängnißfenster und sang mit schluchzender Stimme seine Komposition der Schafnamen-Reime hinauf. Der Schäfer-Michel hätte damit aus der tiefsten Ohnmacht erweckt werden können; er erkannte sie sogleich; er wurde gerührt wie Richard Löwenherz vom Ge-

sang seines Blondel und fing plötzlich an, furchtbar laut in den Gesang mit einzustimmen, dazwischen in herzzerreißenden Wehklagen den Namen seiner Anne-Marie rufend. Das Schluchzen des Schafjungen wurde nun zum lauten Heulen; heulend lief er davon, er wollte zum Verwalter, er wollte ihm sagen: der Schäfer-Michel sei verrückt geworden und wollte noch was sagen, da kam der Verwalter aber schon mit der Freiheit für den Schäfer-Michel an. Er riskirte es auf eigene Gefahr: im Namen des Barons den Schäfer-Michel zu erlösen, zur Freude des Gerichts.

Der Schäfer-Michel wurde aus dem Gefängniß geholt und sank bewußtlos in die Arme des Verwalters. Bald kam er wieder zu sich, schaute sich frostig und glasig um, und als der Verwalter ihn nun sachte zum Gute hinführen wollte, da schauerte er entsetzt zurück, riß sich los und rannte davon. Im nächsten Dorfe machte er Halt und bat sich bei dem ihm befreundeten Bauer ein Nachtquartier aus, dann sank er an der Schwelle zusammen und lag da, einem Todten ähnlich. Die ursprünglich gute Natur des Bauern überhaupt trat nun auch hier hervor. Bald kam das ganze Dorf mitleidig heran: die ersten Bauern trugen ihn behutsam ins Haus,

umstanden ihn achtungsvoll und theilnehmend, der Schulze, im langen blauen Ueberrock, wischte sich sogar, wenn auch nur um als Schultheiß mehr als die andern zu thun, eine Thräne aus den Augen, und die Bauersfrauen brachten das Beste aus Küche, Keller und Ehebett herbei. Der Schäfer-Michel hatte eine Pflege und uneigennützige Theilnahme, wie kein Familienhaupt sie jemals gehabt hat. Es war nun auch Niemand da, der nicht von seiner vollsten Unschuld überzeugt gewesen wäre, der nicht alles Verdienstvolle und Gute des Schäfer-Michels mehr denn je in Erinnerung und zu lauter Sprache gebracht hätte; man wollte dadurch gleichsam bei sich selbst wieder gut machen, daß man noch vor ein paar Stunden mißtrauisch, kopfschüttelnd, neugierig und gehässig klatschend und weiter klaschend vor seinem Gefängniß gestanden hatte.

Die allgemeine Ueberzeugung von der Unschuld des Schäfer-Michel war nun heilender Balsam für den alten, zerschlagenen, gebrochenen Mann; er wurde zusehends besser, ruhiger, stärker; aber Nichts konnte ihm den furchtbaren Gedanken nehmen: „Aber ich war doch im Gefängniß!" und dann: „Ja, ich **war** im Gefängniß! Ich war im Gefängniß!" — Wie ein himmlischer Bote erschien jetzt der

gute Verwalter mit der Nachricht: der Herr Baron (die Frau Baronin habe mit dazu gethan) wolle morgen noch einmal zählen lassen! — aber der Schäfer-Michel müsse nun auch gleich wieder mit zurück auf's Gut. Der Schäfer-Michel wäre für ein solches Versprechen noch einmal ins Gefängniß gegangen, und so sprang er denn gleich kräftig auf, dankte mit stummem Händedruck jedem Einzelnen die angethane Liebe und ging frisch mit dem Verwalter fort. — Währenddeß war der Schafjunge heimlich ganz besonders thätig gewesen, dann hatte er sich im Stall niedergekniet und furchtbar rasch drei Vaterünser gesprochen; dann hatte er leicht und behaglich die Stalllaterne angesteckt und erwartete vor der Stallthür, mit abgezogenem Hut, den Schäfer-Michel. Leutselig bat ihn derselbe nun, die Laterne vor der Thüre stehen zu lassen und noch ein Bißchen bei Seite zu gehen, bis er ihn rufen würde. Der Schäfer-Michel wollte nämlich zuerst im Dunkeln in den Stall gehen; er konnte es nicht ertragen, daß die Schafe ihn jetzt gleich sehen sollten; sie hättens ihm sonst ansehen müssen, daß er im Gefängniß gewesen sei, und das wäre ja zu schrecklich gewesen. Schüchtern trat er ein, blieb einen Augenblick an der Thüre stehen und getraute sich kaum, den Geliebten sein

ihnen wohlbekanntes Zeichen zu geben; jetzt that er's, scheu und halblaut; da auf einmal blökte es ihm von allen Seiten entgegen, und nun hielt er sich nicht mehr, schwankte vor, nieder aufs Stroh, nahm das erste, beste Schaf in die Arme, drückte es fest, fest an sich und weinte wie ein Kind. Jetzt stand er auf, holte geräuschlos die draußen stehende Laterne herein und fing an seine Heerde zu zählen. Daß diese vom plötzlichen Licht und der unerwarteten Störung erschreckt auffuhr und unter- und übereinander drängte, das störte den Schäfer-Michel im Zählen nicht; er konnte jedes schon gezählte Stück gleich wieder erkennen; aber die Zahlen selbst verwirrten sich ihm, sobald er an die „16" kam; er konnte nicht hinauskommen über diese verhängnißvolle Zahl; er zählte dann sogleich: neunzig, zwei, — hundert, — Million, sieben, rc. — „Ich muß es dem lieben Gott überlassen, — bis morgen früh." Mit diesen Worten gab er seufzend das Zählen auf, rief den Schafjungen herein und stieg still in sein Bett.

Er sträubte sich hartnäckig gegen den mächtig herandrängenden Schlaf, denn er hielt es für seine Schuldigkeit, „in dieser Lage" nicht schlafen zu können. Aber dennoch schlief er, fest und erquicklich, doch nicht länger als bis zum frühen Morgen. Nun

wollte er sogleich — wie immer — beten, (d. h. natürlich erst, nachdem die Pfeife angesteckt war) aber Pfeife und Gebet sollten jetzt noch erst ruhen; er meinte, er sähe nach dem vorigen Tage doch zu ruppig, wüst und ungewaschen aus, um so vor dem lieben Gott erscheinen zu dürfen, namentlich an einem so entscheidenden Tage; und die Pfeife, — ei, er wußte ja nicht, ob er jemals wieder rauchen dürfe; das müsse erst entschieden sein. Nun wusch und kämmte er sich sehr gründlich und sehr lange; staubte feierlich seine Pelzjacke aus, wichste würdevoll die Schuhe und legte ein anderes, das letzte seiner zwei Festtagshemden an, mit dem mörderisch unbeugsamen Kragen, diesem geschworenen Feind seines Hutes. Währenddeß kicherte der Schafjunge in seinem Verschlage unendlich fidel und schnitt dazu die seltsamsten, komischsten Gesichter. Jetzt trat der Schäfer-Michel im vollsten Glanze hinaus, sah sich vorsichtig um, ob auch Niemand da sei, stellte sich dann in die Thürecke und betete inbrünstig und länger als sonst, und man sagt, er habe diesmal um etwas gebeten, warum er sonst noch nie gebeten habe, und worum der liebe Gott überhaupt noch niemals gebeten worden sei. — Einen Zuschauer hatte er denn doch dabei gehabt: den alten Baron, — die Mützenklappen alle keck in

die Höhe gerichtet, die Reitpeitsche ruhig am Rock-knopf hängend. So hatte er den Schäfer-Michel beobachtet und schon einige Male vor sich hingemurmelt: „Ne, was das Kind für dicke Beine hat!" Als der Schäfer-Michel fertig war und eben in den Stall zurück wollte, trat er vor und rief: „Na, alter, verfluchter Hallunke! wie geht's?" Diese Worte tönten wie Musik in den Ohren des Schäfer-Michels; der alte Baron war ja so zärtlich, wie er's lange Zeit her nicht gewesen, und was er gestern auch ihm angethan, es war vergessen; er ging auf ihn zu und küßte ihm schweigend ehrerbietig die Hand. „Ne, was das Kind für dicke Beine hat!" wiederholte der alte Baron und fuhr dann fort: „Na, Ochsen-Esel, Ziegen-Schwein, wollen wir nun zählen?" „Ja, ja! zählen, zählen! Herr Baron!" — mehr konnte der Schäfer-Michel nicht herausbringen. Der alte Baron schrie einige Hallos, knallte mit der Peitsche, und rasch wurde es auf dem Hofe lebendig; auch der Schafjunge erschien und hatte sich erstaunenswerth reinlich gewaschen, gekämmt und gebürstet und schnitt noch immerfort die komischsten Gesichter, worüber der alte Baron fürchterlich lachte und ihm leutselig mehrere „Krötenbäcker, Mordhunde und Schlangenfrösche" zurief.

Nun sollte gezählt werden; man sah den Schäfer-Michel bleicher und bleicher werden, das Zittern immer mühsamer bekämpfend; der Schafjunge machte immer drolligere Gesichter, und der alte Baron murmelte: „Sie fehlen gewiß, — sie fehlen ganz bestimmt, — so was lebt nicht in der Welt nicht." Das Zählen begann, mit starrem Körper und Auge stand der Schäfer-Michel dabei, ohne etwas anderes zu thun, als jede laut gerufene Zahl dreimal leise nachzumurmeln mit zusammengepreßtem Munde, nur durch die Zähne. — Auf einmal rief's: „Vatter! Vatter! das Anne-Marie ist da!" Im ersten Augenblick wollte der Vater auf das Kind zuspringen, dann aber winkte er ihm ernst mit Hand und Arm und rief halblaut: „Steh bei Seit' Anne-Marie! erst die Schafe, dann — hm, ja!" — Und die Zählung ging weiter, immer weiter, und mit einem fabelhaft übersichtlich zählenden Blick zählte der Schäfer weit voraus; doch auch immer noch die unterdeß laut gerufenen Zahlen nachmurmelnd. — Und jetzt schienen die starren Glieder nach und nach Leben zu bekommen. Die Augen begannen zu glänzen; — und immer mehr des Lebens, und immer heller der Glanz, — der Athem flog, das Herz klopfte hörbar, „512 — 513" — so zählte er jetzt murmelnd, dann

immer lauter und lauter — „514, 515" — er fing an zu schwanken, — „516 — 17 — 18 —" schrie er jetzt auf einmal mit der ganzen Macht seiner Stimme und reckte sich hoch empor und streckte den rechten Arm über die Heerde aus; er stand da wie ein Feldherr, seine Truppen kriegerisch segnend nach schwer erkämpfter Schlacht. „518!" schrie der Schafjunge und warf seinen Hut auf den alterschwachen Möppel, der mit Selbstmordgedanken in der Ecke des Brunnens lag. „518" sprach jetzt der Verwalter ernst und gerührt; „ne was das Kind für dicke Beine hat!" rief der alte Baron; „518" schrieen, sich vergessend, jubelnd alle Anwesenden; „518" rief Anne-Marie ihnen nach und lief zum Vater hin. Der beugte sich knieend zum Kinde nieder, legte auf dessen Köpfchen die gefalteten Hände und blieb so einige Augenblicke knieen. Und wieder herrschte eine tiefe Stille über dem ganzen Hof. Nun sprang der Schäfer-Michel auf und umarmte Schaf Nr. 517 und 518, fest überzeugt, daß gerade diese es wären, die gestern nicht mitgezählt wurden.

Daß der Schäfer-Michel von nun an in Aller Augen noch höher stand, als jemals, das versteht sich wohl von selbst. Er wurde von nun an auch nachsichtiger gegen den Schafjungen und zankte blos

einen Tag um den andern mit ihm; nur des Feiertags zweimal. Der Schafjunge hat nie wieder den alten Mann „geuzt“, stets geduldig die fixirte Schelte hingenommen und — wie er sich ausdrückte — mit „Laugmuth“ die alten Geschichten des Schäfer-Michels mit angehört. Der alte Baron ist sogar etwas weniger mißtrauisch geworden und hat den Schäfer-Michel selten anders als mit „verfluchter Schweinebraten“ u. dgl. angeredet. Aber vergessen wir nicht ein „noch besonders wichtiges Ereigniß“, wie der Schäfer-Michel zu sagen pflegte: Die schrecklichen Nachrichten, die über den Schäfer-Michel nach Außen hin so rasch verbreitet waren, wollten nur sehr langsam den neuen, guten Nachrichten Platz machen.

„In der Fremde,“ meinte der Schäfer-Michel, „sei sein Ruf immer noch gefährdet,“ und das peinigte ihn furchtbar. Da auf einmal kam ihm eine Idee: Wenn der alte Baron oder der Verwalter eine Anzeige in's Kreisblatt setzen ließen, daß der Schäfer-Michel noch in vollen Ehren beim Herrn Baron sei und bleiben würde, und daß „niemals nicht“ ein Schaf gefehlt habe. Das mußte ja alles Böse rein todtschlagen! Und er, der Schäfer-Michel, würde gedruckt, — und sein Name wäre da zu lesen, wo so oft des „Herrn Rentamts und des Herrn

Gerichts" Namen stünden, — ei, das wäre ja unberechenbar herrlich!

Er trug diesen ungeheueren Wunsch eine Zeit lang still mit sich herum, ehe er ihn auszusprechen wagte; endlich knüpfte er ihn an ein glücklich hingeworfenes „verdammter Schwerenoths-Henkersknecht!" des alten Barons rasch an; der alte Baron rief: „ne, was das Kind für dicke Beine hat!" und nun wußte der Schäfer-Michel auch schon, daß es geschehen würde. Und es geschah wirklich; sehr ehrenvoll für den Schäfer-Michel stand sein Name leibhaftig im Kreisblatt, und der Tag, wo der Verwalter ihm das betreffende Blatt überreichte, nachdem er ihm die betreffende Stelle vorgelesen hatte, der Tag war dem Schäfer-Michel eben so feierlich wie ihm sein Hochzeitstag und der Geburtstag seiner Anne-Marie gewesen war, der verjüngte ihn um zehn Jahre.

Der Schafjunge mußte sofort in den Kreisort und ihm drei Exemplare, „baar vollwichtig bezahlt", holen. Eins davon übergab er dann feierlich seiner Anne-Marie; die konnte es beinahe schon buchstabiren und mußte es sich in die Bibel kleben, vorne an, und sie mußte ihm versprechen, es jeden Sonntag ihres Lebens zu lesen. Zweie klebte er sich mit eige-

ner Hand auf Pappdeckel, steckte das eine in die rechte, das andere in die linke Tasche der Pelzjacke (alle andern schnöden Gegenstände darin mußten heraus), und nun ging's auf die Trift. Da wurden Beide wieder hervorgeholt, und nun mußte der Schafjunge ihm das eine immerfort vorlesen, während er das andere dicht vor Augen hielt und mit dem Finger jedem einzelnen vorgelesenen Worte folgte. —

Dieses Experiment wurde nun mehrere Tage wiederholt, so lange bis der Schäfer-Michel jedes Wort auch im Schlafe hersagen und auf dem Blatte sofort zu finden wußte. Nun las der Schäfer-Michel jeden Tag das Blättchen allein durch; er glaubte bald, es wirklich lesen zu können, es stets gelesen zu haben; er verwunderte sich zuletzt darüber, daß er nicht schon mehr gelesen und nicht schon viel früher gelesen habe. —

Er war nun auch mit der neuen Wissenschaft und deren Vertretern, den „verüberstudirten Schullehrern,“ völlig ausgesöhnt; denn eine Wissenschaft — meinte er — die solche Sachen schreiben und gar drucken lehre, eine Wissenschaft, die ihn so weit gebracht hatte, daß er solche Sachen lesen könne, die verdiene jedenfalls volle — Hm, ja! —“ In einem besonders feierlichen Moment übergab er dem Schaf-

jungen eines der kostbaren Exemplare, damit derselbe den Inhalt in Musik setzen möge. Der Schafjunge kam diesem ehrenvollen Auftrag auf's baldigste nach und studirte dann auch dem Schäfer-Michel seine Komposition so glücklich ein, daß nun Beide oft das beseligendste Duett singen konnten, wenn auch Jeder total anders sang als der Andere. Als Dank dafür durfte der Schafjunge die eine kostbare Reliquie behalten, die andere legte der Schäfer-Michel ehrfurchtsvoll in sein „Schaf-Stammbuch." Er hatte nämlich einen ungeheuern Sack; darin ruhten unzählige „Locken," die er allen seit seiner Schäferzeit von ihm wegverkauften Schafen „als Andenken" abgeschnitten hatte. Diesen Sack nannte er sein „Schaf-Stammbuch", und das betrachtete er stets mit großer Rührung.





II.

Der Zweifler und der Chemiker.



„Entschuldigen Sie, mein Herr: diese Straße führt wohl zum Stephans-Dom?“

„Ich glaube.“

„Ach so! Sie sind auch wohl, — verzeihen Sie meine Zudringlichkeit, — auch wohl fremd hier, weil Sie es nicht bestimmt wissen?“

„Es kann Niemand Etwas bestimmt wissen.“

Der Fremde schaute den sonderbaren Antworter überrascht an, verbeugte sich leicht und drehte sich um; halblaut, doch hörbar genug für den Anderen, vor sich hinsprechend: „Hm! sonderbar! Was ist nun wohl gut und was böse an solcher Anschauung?“ Damit entfernte er sich, kopfschüttelnd, nachdenkend, den rechten Zeigefinger in den rechten Nasenwinkel gelegt, über den Kohlmarkt dem Stephans-Dom zuschreitend.

Der sonderbare Antworter sah, mit verschränkten Armen an das Kaffeehaus gelehnt, aus dem der

Fremde so eben getreten war, demselben aufmerksam nach, recitirte dabei dessen Selbstfrage: „Was ist nun wohl gut und was böse an solcher Anschauung?“ schlug den linken Arm über den Rükken, steckte einen Finger der rechten Hand vorn in den zugeknöpften Rock und schritt ebenfalls dem Stephans-Dome zu. Die Erscheinung dieses Mannes hatte etwas eigenthümlich Interessantes. Ein feiner grauer Rock, soldatisch bis zur weißen, etwas steifen Halsbinde zugeknöpft, hob eine feingebaute, mittelgroße Figur vortheilhaft hervor; sie würde noch angenehmer erschienen sein, wenn nicht auch graue Beinkleider über graue Sommerschuhe und ein grauer Hut der ganzen Haltung etwas mechanisch Gleichförmiges gegeben hätten.

Dieses Grau in Grau erschien aber an diesem Manne nicht so auffallend oder gar absichtlich, wie das wohl bei vielen Anderen gewesen wäre. Jedes einzelne Kleidungsstück war elegant gemacht, saß vortrefflich, und so gewann das Ganze einen durchaus anständigen Anstrich; dies noch mehr durch moderne Glacé-Handschuhe, die vollkommen das Absichtliche oder Auffallende seines Grau in Grau unterdrückten. Aber auch ohne Glacé-Handschuhe wurde man durch dasselbe nicht frappirt. Es schien

durchaus zum ganzen Manne zu passen. Man fühlte keine Disharmonie. Dennoch waren seine Züge, seine Haare, seine Augen nicht grau. Tiefdunkelblaue Augen, mit einem stets prüfenden, sinnenden, wenn auch etwas unsicheren, mitunter sogar etwas zuckenden Ausdruck, lagen unter einer wirklich edlen Stirne von nußbraunen, glänzend glatten Haaren beschattet. Die Furchen dieser Stirne widersprachen den sonst noch sehr jugendlichen, höchstens 34 Jahre verrathenden Gesichtszügen; correspondirten nur mit ein paar tiefen Linien um den länglich-schmalen, festangelegten Mund und mit den tief eingefallenen Winkeln einer länglichen, scharfkantigen, doch schöngeformten Nase. Kein Bart bedeckte das Gesicht; desto frappanter also konnten sich darin drei Grundzüge kund geben: eine feine Ironie, ein zurückhaltender, charakterfester Stolz und eine tiefe Schwermuth. Diese Schwermuth steigerte sich oft bis zum Schmerze und machte sich in einem feinen Nagen an der Unterlippe bemerkbar.

Dieser Mann war Dr. Moosler, genannt „der Zweifler."

Dr. Moosler verdiente diesen Titel mit vollem Rechte, denn seine, schon früh kundgegebene Zweifelsucht hatte sich nach und nach so ausgebildet,

daß zuletzt ihm Alles, Alles zweifelhaft war; daß er oft seine eigene Existenz bezweifelte. Niemand hatte jemals ihn „Ja" oder „Nein" sagen hören; sondern für das Ja stets nur „Wahrscheinlich" oder „Möglich" oder „Vielleicht;" höchstens „Ich glaube" oder „Sehr wahrscheinlich." Für das Nein ebenso unbestimmte Ausdrücke. Er gerieth dadurch überall in eine schiefe Stellung, in unangenehme, oft sehr verwickelte Verhältnisse, in sehr unerquickliche Gesellschaftsbeziehungen. In politischen, staatlichen Fragen erschien er der Regierung als ein geheimer Opponent, weil er es wagte, an der hohen Weisheit ihrer Systeme, sogar an dem Princip der göttlichen Unverletzlichkeit gesalbter Häupter zu zweifeln; den Opponenten als ein unentschiedener, wohl gar achselträgerischer Charakter, weil er nicht unbedingt zugeben wollte: daß aus Revolution Segen hervorgehe, oder diese und jene, von ihnen vorgeschlagene Regierungsform die beste sei. In religiösen Fragen war er den Gläubigen ein Atheist, weil er an das Dasein eines Gottes, — sei es eines persönlichen oder geistigen, ja nicht einmal an eine allein seligmachende Kirche geradezu glauben wollte; den radicalen Freidenkern ein Duckmäuser, weil er nicht Kraft genug habe, die Gottheit zu leugnen und

die Abschaffung der Religion überhaupt für das Richtige zu halten. Seine bedeutenden geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse waren den orthodox Gelehrten ein schmählicher Mißbrauch der Wissenschaft. Er wagte es ja zu äußern: daß alle diejenigen großen Naturforscher, Mathematiker, Geschichtschreiber und Philosophen doch wohl sehr vermessen genannt werden dürften, die die Ergebnisse ihrer Forschungen und Betrachtungen als Thatsachen hingestellt hätten. Daß ihm z. B. Galilei's berühmtes: „Und sie bewegt sich doch" stets nur sündlich erschienen wäre und Galilei seine Strafe wohl verdient haben dürfte. Daß er überhaupt durchaus kein Mitleid haben könne mit irgend einem der Dulder und Märtyrer für eine starr festgehaltene Idee; das sei doch wohl nur Eitelkeit oder Caprice oder Hochmuth gewesen. Er betrachte Alles, was er gelernt habe, nicht als eine Summe von erkanntem Wissen, sondern nur als eine Sammlung von Ansichten dieser und jener Gelehrten und Forscher, und man müsse um so mehr zweifeln, je größer diese Sammlung würde. Die römischen Philosophen des Zweifels seien eigentlich die richtigsten Denker gewesen. Die orthodox Gelehrten hätten den Zweifler für solche Bekennt-

nisse steinigen mögen. Den einseitig materiellen und spirituellen, den empirischen und sensualistischen Männern der Wissenschaft erschien er dagegen als ein Charlatan, als ein Geheimnißkrämer, als ein Dummkopf, weil er kein rein körperliches und kein rein geistiges, kein Erfahrungs- und kein Erkenntniß-System annehme; weil er Nichts absolut negiren, in jeder, von ihnen verworfenen Annahme doch noch eine Möglichkeit und auch im Unscheinbarsten, Unbedeutendsten noch ein unerkanntes Etwas ꝛc. vermuthen wollte. — In der Gesellschaft fand man ihn unausstehlich. Was sollte man darin mit einem Manne anfangen, der den so nothwendigen Reden vom guten oder schlechten Wetter, vom Befinden, vom guten oder schlechten Stück im Theater ꝛc. niemals mit einem verbindlichen „O ja!“ oder „Ich danke Ihnen, recht gut“ ꝛc. entgegenkam. Mit einem Manne, der manchmal sich unterstand, einem recht behaglich dahinlebenden, wohlgenährten, mit seinem Dasein unendlich zufriedenen Herrn die fürchterliche Frage hinzuwerfen: Ob er denn auch bestimmt wissen könne, daß er wirklich existire? ob sein Dasein nicht vielleicht bloßer Schein, eitel Selbsttäuschung sei? Mit einem Manne, der manche selbstbewußte, — auf ihre Menschheit stolze

Natur oft mit den Zweifeln quälte: ob die Thiere nicht vielleicht auch Menschliches hätten, und ob die Menschen nicht etwa nur gebildete Thiere seien? Mit einem Manne, der zarte Seelen so oft mit den Bemerkungen empörte: daß der goldige Sonnenschein, der schwermuthvolle Mondschein, der schwärmerische Glanz der Sterne doch vielleicht nur optische Täuschung sei; Vogelsang und Waldesrauschen am Ende nur in einer fehlerhaften Einrichtung des Schall-Organismus läge rc. Endlich und hauptsächlich mit einem Manne: der zwar Jedem gefällig, bei jeder Gelegenheit dienstwillig, freigebig, aufopfernd thätig war, selbst aber nie von Jemand eine Gefälligkeit, einen Dienst erbat, weil er stets zweifelte, ob man ihm auch seine Bitte erfüllen würde, und sein Stolz es nicht ertragen wollte, umsonst zu bitten. — Der bei geleisteten Diensten stets entschieden jeden Dank, jede Freundschaftsbezeugung zurückwies, weil er zweifelte, ob das ehrlich gemeint sei, und sein Stolz es nicht ertragen wollte, vielleicht hintergangen zu werden. Dadurch wurde der Egoismus, der Hochmuth und die Eitelkeit der Leute getroffen. Was also sollte man, — abgesehen von allem Uebrigen, — mit einem Manne in der Gesellschaft anfangen, der dieselbe so oft in ihren drei

Urelementen verletzte? Man würde ihn gehaßt haben, wenn er nicht so oft den Leuten das Recht gegeben hätte, ihn komisch, ja sogar lächerlich zu finden; des süßen Gefühls sich zu erfreuen, doch eigentlich weit gescheidter, weit vernünftiger zu sein, als dieser ihnen sonst so überlegene, so kenntnißvolle Mann. Und dieser Mann gab ihnen wirklich recht oft das Recht dazu. Sein aus einem tieferen System hervorgegangenes Princip, nie Ja oder Nein zu sagen, brachte ihn wirklich oft in komische, ja lächerliche Situationen: wenn er z. B. auch die gewöhnlichste Thatsache, das augenscheinlichste Aeußerliche wenigstens zu bezweifeln schien, ohne es, natürlich, wirklich zu bezweifeln. Moosler wußte es stets, wenn er so komisch oder lächerlich erschien; aber lieber wollte er Das, als seinem Princip und damit, wie er meinte, auch seinem Systeme untreu werden. „Ohne lächerlich scheinende Consequenzen, — sagte er sich, — läßt sich kein System festhalten, kein Princip durchführen, und wer nicht den Muth hat, lächerlich zu erscheinen, soll gar nicht von System und Principen reden." — Mag man seine Anwendung dieser Ansicht auf vorliegenden Fall nun auch vielleicht eine Marotte, ja, eine Narrheit nennen: so war es doch eine Marotte oder Narrheit, die jeden-

falls weit größere Charakterkraft erforderte, als sich einer großen Gefahr oder einem bösen Verdacht entgegenzustellen. So stand denn Dr. Moosler nach allen Seiten hin recht einsam da. Aber dies nicht allein; seine Zweifelsucht hatte auch seine staatsbürgerliche Stellung gefährdet. Der Sohn einer alten, treu-loyalen, angesehenen Familie der Kaiserstadt, ein Mann von Vermögen, ein Mann im solidesten bürgerlichen Rufe, lebte er doch nur „geduldet" in seiner Vaterstadt, d. h. auf eine Aufenthaltskarte, als Fremder, weil er sich durchaus nicht dazu entschließen konnte, den Bürgereid zu schwören. Er hielt es für eine Art Sünde, einen Eid zu schwören; namentlich einen Eid für Zukünftiges. Er hatte deshalb auch nie irgend ein Amt übernehmen können, wozu ein Schwur nöthig war; er vermied es überhaupt, Etwas zu übernehmen, was ihm große Verantwortlichkeiten für Andere auferlegte. Er wußte ja nicht, ob er alles Das stets leisten könne, was dazu nöthig sei, ob er also nicht Andere in Schaden bringen würde. Man darf nicht glauben, daß Dr. Moosler seine Zweifelsucht als eine Art Lieblingsneigung betrachtet, als solche sie gehegt und gepflegt und sich glücklich darin gefühlt habe. — O nein! er fühlte sich oft unendlich unglücklich darin;

er fühlte sich unglücklich in seinem Alleinstehen. Er sehnte sich mit der vollen Gewalt eines edlen, sittlichen Männerherzens nach einem Freund, der ihn nicht zweifeln ließ; nach einer Liebe, die ihm eine ewige, unumstößliche Wahrheit offenbaren könne. Er rang mit der ganzen Macht seiner weiten und tiefen Kenntnisse nach irgend einer großen Gewißheit im Natur- und Menschheitsleben; er erweiterte zu diesem Zwecke seine Studien immer mehr, mit immer ernsterem Fleiße. Aber Alles vergeblich! vergeblich! Das Geheimniß der Erkenntniß wollte sich ihm nirgend, nirgend erschließen; er fand überall Widersprüche, Ungewißheit, Unklarheit, überall neue Motive zu seinen Zweifeln; er entfernte sich von seinem Ziele um so weiter, je eifriger er ihm nachstrebte. Er wurde unglücklicher, immer unglücklicher. Deshalb auch wohl die schon so tiefen Furchen in der jungen Stirne, die scharfen Linien um den Mund; deshalb auch wohl die Züge der Schwermuth und feinen Ironie, und das leise Nagen an der Unterlippe. — Dieses eigenthümliche und unglückselige Element in Dr. Moosler —: war es ihm angeboren? — anerzogen? — Schon als Knabe hatte es sich in ihm gezeigt; schon als Knabe bekam er in der Schule viele Strafen, weil er unendlich

schwer zu einem Ja und Nein zu bringen war, wenn die Lehrer sich lange Zeit abgemüht hatten, den Schülern eine Sache recht klar vorzustellen und diese nun ihr Ja oder Nein des Verstandenhabens, der Annahme oder der Negirung abgeben sollten. Man wußte nicht, sollte man ihn dumm oder heimtückisch nennen? Ein Blick in sein Vaterhaus giebt uns hier vielleicht einen Aufschluß, wenigstens einen Wink.

Der Vater war einer der berühmtesten Aerzte der Kaiserstadt, und er verdankte diesen Ruf eigentlich seiner Frivolität. Nicht der Frivolität seiner bürgerlichen Sitten, sondern der Frivolität seiner Anschauung über Welt, Menschen und — Medizin. Ein Mann von Esprit, in weitester und höchster Bedeutung des Wortes; ein Mann von ungemeinem Scharfsinn, hatte er früh alle Dummheiten, Lächerlichkeiten und Thorheiten, alle Lügen, geschminkten Verbrechen und überfirnißten Laster des gesellschaftlichen Lebens erkannt; das Alles zuerst mit Satyre, da ihm dies schädlich wurde, mit Ironie, da ihm dies unbequem wurde, mit einer Art Humor aufgefaßt und darnach die Menschen behandelt. „Puff! alles Puff!“ das war sein Grundsatz geworden. Da Außen war er Alles, was ein Jeder für

den Augenblick gern wollte; für jede vornehme Dummheit hatte er ein ehrerbietiges Lächeln; für jede ihm anvertraute Sünde ein beschönigendes Wort oder ein verstehendes Blinzeln; für jede Sorge einen Trost, einen Rath; für jede Langeweile Geduld, für jede coquette Avance einen verheißenden Blick oder Händedruck; für die unbedeutendste Klage eine ernste Miene und ein langes Recept; für jeden geliebten Schooßhund ein liebes Wörtchen. Zu Hause aber ließ er seiner Satyre, seiner Ironie, seinem Humor, seinem Witz, seiner ganzen Frivolität den Zügel schießen und erzählte mit einer Art Wollust jede neue Erfahrung, die er im Gebiete der Dummheit, Thorheit, Lüge und Gleißnerei gefunden hatte. „Es giebt nichts Wahres unter der Sonne! Puff! Alles Puff!“ Damit schloß er fast jeden Abend seine Erzählungen, indem er mit den letzten Tropfen des Champagner-Glases die Nagelprobe machte. Wie unendlich aufmerksam und scharfsinnig der Knabe ihm zuhörte, immer aufmerksamer und scharfsichtiger, je älter er wurde, immer begieriger die Abendstunde beim erzählenden Vater erwartete, immer zurückgezogener und scheuer wurde, das bemerkte der Vater nicht. Die Mutter freilich bemerkte es, aber sie hatte ihre Gründe, den Knaben jenen Ein-

flüssen nicht zu entziehen. Sie war eine große, stolze, ernste Frau, die dasjenige als ernsten Cultus pflegte, was ihr Gemahl mit Frivolität betrieb: Menschen, Verhältnisse, Dinge in ihrem schlechtesten Lichte, in ihren grellsten Widersprüchen zu erkennen und darzustellen. Sie dachte unendlich niedrig von den Menschen; aber sie bedauerte „das Geschick derselben," wie sie es nannte, solcher Niedrigkeit anheimgefallen zu sein. Sie hielt es für ein Glück, so früh als möglich mit allen Schattenseiten des Lebens, mit seinen tausend und tausend Irrthümern und Widersprüchen bekannt und dadurch am sichersten vor den schädlichen Einflüssen derselben bewahrt zu werden. Diesemnach freute sie sich der vortrefflichen Schule, die ihr Knabe in dieser Beziehung bei den Erzählungen des Vaters genoß; sie half sogar der heiteren Leichtigkeit derselben noch nach, durch den stolzen, strengen Ernst ihrer Consequenzen. Sie freute sich des immer tieferen Ernstes, der den Knaben und dann den Jüngling durchdrang; der Ironie, die derselbe an alle Meinungen legte; der Zweifel, mit denen er schon begann die Thatsachen anzusehen.

Vater und Mutter starben rasch hintereinander, als der Sohn eben zur Universität abging, und dort

suchte und fand derselbe Niemand, der seinem Wesen eine andere Richtung geben konnte. Er studirte mit ungeheurem Eifer, machte ein glänzendes Doktor-Examen und wurde nach und nach der Mann, wie wir ihn in flüchtiger Skizze schon schilderten, und wie wir ihn in einer kurzen Episode aus seinem Leben noch schildern wollen.

Zu diesem Zweck kehren wir nun zurück zu dem Augenblicke, wo wir ihn anfangs verließen, innerlich erregt den Weg einschlagend, den der Fremde gegangen war.

Sie wollten ihm nicht aus den Gedanken, die Worte des Fremden: „Was mag nun wohl gut und was böse an dieser Anschauung sein?" Was hatten diese Worte für eine Bedeutung? Was war das für ein sonderbarer Mann gewesen, der sie ausgesprochen? Er hätte diesen Mann gern wiedergesehen, ihn gefragt. Es waren nicht allein dessen Worte, es war dessen ganze, sonderbare Erscheinung gewesen, die ihn seltsam angeregt hatte, die ihn jetzt förmlich ihm nachzog. Zum ersten Male in seinem Leben ging er einem Menschen nach. Der Fremde hatte nach dem Stephans-Dom gefragt, — es konnte ja möglich sein, daß er dort ihn fände. Die Erscheinung des Fremden war auffallend genug

gewesen, um ihn gleich wieder zu erkennen. An diesem Manne war Alles lang, fabelhaft lang. Eine lange, knochige, hagere Gestalt, deren scharfe Ecken, Winkel und Kanten noch ganz besonders hervorgehoben wurden durch einen rhabarberfarbigen, vom Halse bis zum Knie ganz eng anliegenden Staubrock und durch ein Pfeffer und Salz schillerndes Gamaschen-Beinkleid. Um den langen mageren Hals war ein ganz weißes, ganz dünnes und ganz langes Halstuch gleichsam geschnürt, wenn auch nur einmal, von hinten nach vorn, umgelegt und dann mit steifen langen Zipfeln nach links und rechts ausstehend, wie kleine Wegweiser. Den merkwürdig gekanteten, langen, schmalen Kopf bedeckte eine hohe, steife Mütze von grünem Sommerzeug, nach vorn und hinten mit breiten, steifen, geradlinig auslaufenden Deckeln versehen. Silbergraue Löckchen liefen rings um die grüne Mütze herum, wie Schaflämmchen um ein abgegrenztes Wiesplätzchen. Die fabelhafte Länge des Mannes machte es möglich, daß man von unten herauf seine hohe, eichenharte und noch wenig gefurchte Stirn betrachten konnte, die sonst durch den großen Mützendeckel verdeckt war. Die Augen hätte man unter den gewaltigen, wie kleine Räder aussehenden, grünen Brillenglä-

fern nicht betrachten können, wenn der Mann nicht die Gewohnheit gehabt hätte, die eisengraue Brille sehr oft in die Höhe zu schieben (stets an derselben Stelle, wodurch sie einen einzigen blanken Fleck bekommen hatte und stets mit dem umgekehrten rechten Daumen, was dann so aussah, als wolle er schnupfen). Solche Momente benutzend, sah man ein paar hellgraue, blitzende Augen, in denen sich gemüthliche Schalkhaftigkeit und nachdenkender Ernst seltsam paarten. Dieselben Eigenschaften lagen auch in dem langen, hagern, aschfarbigen Gesicht, das sich nur noch durch eine merkwürdige Lebendigkeit seines Mienenspiels auszeichnete. Die lange, feine, spitze Nase schien sich neugierig in diesem Gesichte umzusehn, und in ganz besonders erregten Momenten warf der Mann mit so ungemeiner Vehemenz den rechten Zeigefinger in den rechten Winkel dieser Nase, daß es jedesmal klappte. In solchen Augenblicken war auch der lange, schmale Mund in lebhafter Bewegung, so, als ob der Mann Etwas sagen wollte und es wieder verschluckte. Ueberhaupt war der ganze Mann in beständiger Bewegung, namentlich aber mit Armen und Händen; denn während er mit der rechten Hand die Brille bedachte, durchfuchtelte er mit einem langen Stocke in der linken

Hand die Luft. Ein nervenschwacher Mensch hätte davon Krämpfe bekommen können. — Aber man konnte den Mann doch nicht auslachen; man konnte höchstens lächeln, denn im ganzen Wesen des Mannes lag doch auch wieder so was Tüchtiges, Ehrliches, Grundgescheidtes; er konnte Einen so sinnig, so treu und so unendlich schalkhaft ansehen, daß man ihn trotz Allem respectiren und ihm gut sein mußte. Dieser Mann war Dr. Fenchel, in seiner Vaterstadt, Breslau, „der Chemiker" genannt. Dies nicht allein weil er nach dem Tode seines Vaters, eines Apothekers, dessen Apotheke aufgegeben und dafür sich ein großes Laboratorium, zu seinem Privatgebrauch und eifrigsten Studium, angelegt hatte und fortwährend die glücklichsten, seine Wissenschaft bereichernden Experimente machte, sondern auch, weil er die, ihm zu einer wichtigen Lebensregel gewordene Gewohnheit hatte, bei jeder ihm neu entgegentretenden Erscheinung, sei es ein Mensch, eine Ansicht, eine Richtung, ein Ereigniß, eine Handlung, sei es ein Buch, ein Kunstwerk ꝛc. zu allererst zu untersuchen („chemisch" wie er sagte), was gut und was böse daran sei. Er überließ sich nie einer sofortigen Hingabe an einen bedeutenden oder angenehmen Eindruck; nie einer sofortigen Verurtheilung

oder auch nur Abweisung eines Bösen oder Unangenehmen. Jede neue Erscheinung löste er sich erst chemisch auf, in ihre Grundbestandtheile; sein scharfer Verstand und eine außerordentliche Humanität waren das Agens, was er in die zu untersuchenden Stoffe warf. — Bei solchen Experimenten war seine Beweglichkeit unendlich; seine rechte Hand bewegte sich dann fast stets zur Brille und auch manchmal zum Nasenwinkel, und der Stock durchfuchtelte in ungeheueren Kreisen die Luft; dies mit wahrhaft bewundernswerther Geschwindigkeit und nur darum nicht gefährlich für seine Umgebung, weil dieselbe unter dem gehobenen Arme gànz bequem wegmarschiren konnte. Dabei sprach er meist halblaut vor sich hin, und steigerte sich das oft zu ganz lautem Selbstgespräch. Von alledem wußte er aber Nichts und dachte deshalb auch nie, daß Ihm es gelte, wenn die Menschen oft stehen blieben und ihn anschauten; wenn oft ganze Knäuel von Jungen sich ihm nachwälzten. Meist bemerkte er das auch gar nicht.

In dem Augenblicke, wo wir ihn verließen, war er nun wieder sehr aufgeregt. Wie Er den Dr. Moosler interessirt hatte, so hatte Dieser ihn interessirt. Wie Dr. Moosler Seine Worte recitirte,

so recitirte Er dessen sonderbare Antwort. „Es kann Niemand Etwas bestimmt wissen.“

Diese Antwort, dieser Mann waren ihm plötzlich ein interessantes, merkwürdiges Problem geworden; für den Augenblick interessanter, als der Stephans-Dom, als alle Dome der Christenheit. Er hätte gar zu gern den sonderbaren Antworter noch einmal gesehen, — wegen jener Ansicht befragt; und der Mann hatte so sicher, so fest in der Thürecke jenes Kaffeehauses gestanden, als wolle er gar nicht wieder von da fort: vielleicht träfe er ihn dort noch, — es wäre möglich, — er wolle es versuchen. Und Dr. Fenchel drehte kurz vor dem Stephans-Dom um, und plötzlich standen beide Männer, sehr überrascht, sich gegenüber. Sie waren Beide verlegen; war doch ein Jeder von ihnen zum erstenmale Jemanden nachgegangen und gerade Demjenigen, der nun plötzlich vor ihm stand. Wollte doch Keiner den Andern das merken lassen, auch nicht die Freude merken lassen, daß er ihn gefunden.

Dr. Fenchel konnte nun die Verlegenheitspause ausfüllen durch Stock und Brille; Dr. Moosler hatte aber dergleichen Aushülfsmittel nicht; er mußte also zuerst reden: „Haben Sie den Stephans-Dom gefunden?“

„Ich glaube!“ antwortete Fenchel und sah dabei mit einem so trockenen, schalkhaften Gesicht den Frager an, daß derselbe in neue Verlegenheit gerieth. Das war ja geantwortet in seiner eigenen Weise; war es Zufall? war es Absicht? Und wenn Absicht: welche? Nun, eine böse keinesfalls, denn der alte Herr sah zu gut dabei aus. Moosler besann sich einen Augenblick, dann fragte er, scheinbar ganz harmlos: „Was haben Sie denn eigentlich gut und was böse an dem Stephans-Dom gefunden?“ Jetzt war Fenchel in Verlegenheit. Er zwinkerte mit einem Auge den Mann an, der aus einem so sonderbaren Antworter ein so sonderbarer Frager geworden war; der ihm seine eigene Frage stellte; aber so harmlos, so ernst und sicher, als wenn er sein ganzes Leben durch so gefragt hätte. — Fenchel wußte nicht, was er antworten sollte, und in dieser Verlegenheit fuhr er in die Tasche, holte eine verknitterte Visitenkarte heraus und überreichte sie stillschweigend dem merkwürdigen Frager; in demselben Augenblick überreichte dieser ihm seine eigene Visitenkarte; förmlich verblüfft sahen sich nun Beide an: „Dr. Fenchel?“ las Moosler fragend, mit leiser, dankender Verbeugung. „Dr. Moosler! haha!“ sagte Fenchel und wand seinen langen Körper zu

einem Diener; nun sahen sich Beide noch einen Augenblick stumm an, dann lachten Beide zu gleicher Zeit, reichten sich die Hände, schritten zu einem Kaffeehause, setzten sich dort in einen Winkel, geschieden von den übrigen Gästen, nieder und blieben dort sitzen, bis nur noch eine Gasflamme brannte und zwar mit einem so melancholischen, abgezehrten Schein, als sei sie der Geist des todtmüden, eingeschlafenen Kellners, der de- und wehmüthig um Erlösung bitte. — Als die beiden Männer sich trennten, konnte Einer den Andern nicht ausstehen, und doch war es Jedem außerordentlich leid, den Anderen missen zu sollen; ein Jeder beschwor den Anderen aufs ernstlichste: Morgen zur selben Zeit doch ja, ja wieder hier zu sein. Ein Jeder fühlte sich unendlich einsam, als er allein seinen Weg ging. Ein Jeder sah mit Ungeduld der abgeredeten Stunde des Wiederzusammenkommens entgegen, und ein Jeder sagte sich dabei: „Ach was, Du gehst nicht hin, das ist ja ein ganz barocker, ein unausstehlicher Mensch.“ Ein Jeder sah im Anderen sein entschiedenes Gegentheil und doch auch wieder ein so nah Verwandtes, ein so unerklärbar Anziehendes, ein so interessantes, psychologisches Problem, wie er das Alles noch nie gesehen. Jeder sagte zu sich: „Den

mußt Du gescheidt machen. Natürlich fanden sich Beide mit dem ersten Glockenschlag der verabredeten Stunde im Kaffeehause ein, und wieder blieben sie zusammen, bis die einzige Gasflamme des Kellners Leid klagte, und so geschah es acht Tage hindurch jeden Tag. In diesen Stunden wogen sie ihre Systeme gegeneinander ab, mit Geist und Scharfsinn; vertieften sich in viele bedeutende Fragen des Natur- und Menschenlebens, und namentlich waren es Chemie und Geschichte, womit sie begannen und nach allgemeinen Abschweifungen schlossen. Fenchel glaubte, daß gerade die Chemie die Zweifelsucht Mooslers zerstören müsse, während dieser darzulegen suchte, daß gerade sie die meisten Zweifel darbiete. Moosler glaubte in äußeren geschichtlichen Darstellungen dem Gut und Bös des Chemikers ein Paroli bieten zu können, während derselbe gerade darin am allerraschesten sein System anwenden konnte. War es nun das Geheimniß des: „die Extreme berühren sich," die Verwandtschaft in den Gegensätzen; war es das Gefühl der beiden Männer, allein zu stehen und das Bedürfniß einen Freund zu haben; war es, daß Beide den edlen Kern im Andern erkannt hatten, geistreich genug waren, um von des Andern Eigenheiten nicht gestört zu werden,

wohl gar froh waren dieser Eigenheiten, weil sie Jedem das Recht gaben, mit seinen eigenen Eigenheiten respectirt zu werden: kurz, — die beiden Männer wurden sich immer unentbehrlicher, und dieses Gefühl steigerte sich zu einer Liebe und Freundschaft, daß Moosler sich oft erstaunt fragte: „Sollte denn wirklich hier kein Zweifel obwalten, daß wir uns unendlich lieb haben?" und daß Fenchel oft vergaß zu fragen: „Was ist an diesem Gefühl gut und was böse?" Es ist nun ganz natürlich, daß in der Stadt des höchsten Mißtrauens und der höchsten Vorsicht, eine Erscheinung wie Dr. Fenchel nicht allein die Aufmerksamkeit der Gesellschaft, sondern noch mehr die der Sicherheits-Behörde auf sich ziehen mußte. Ein Fremder, — ein Mann mit dem anrüchigen Titel „Doctor," ein Mann aus dem wühlerischen Breslau, — ein selbstständiger Mann, ohne Amt, ein Mann, der so intim mit dem verdächtigen Dr. Moosler wurde: das Alles mußte in höchstem Grade ihn selbst verdächtig machen. Aber man ist in Wien bei solchem Verdacht doch immer recht zuvorkommend, recht harmlos und liebenswürdig, und so zog denn eines Abends auch ein recht zuvorkommender, recht harmloser und liebenswürdiger Mann unsern Dr. Fenchel in ein Gespräch über Kirche,

Staat, Minister und Kaiser, dasselbe in die leicht zugängliche Weise des Sokratischen Systems kleidend, wonach der Eine nur die Frage, der Andere die Antwort giebt. Hier mußte nun, zufällig, Fenchel die Antworten geben, und er gab sie, soweit seine Kenntnisse reichten, ganz gemüthlich, ganz nach seinem Princip der genauen Ausscheidung von Gut und Bös, wonach denn nun freilich so im Allgemeinen Kirche, Staat, Minister und Kaiserthum nicht ohne Makel blieben. — Jetzt wußte man, woran man war! Man hatte sich nicht getäuscht; Fenchel war ein höchst gefährlicher Mensch, dessen Verbrechen klar vor Augen oder eigentlich vor den Ohren lagen. Wie nun, nach der Meinung eines geistreichen Mannes, in Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhört, so hört auch überall, nicht nur in Wien, die Zuvorkommenheit, die harmlose Liebenswürdigkeit auf, sobald der Verdacht vorüber und die Gewißheit vorhanden ist; d. h. Fenchel wurde eine halbe Stunde nach seiner Auseinandersetzung von Gut und Bös arretirt und ins Gefängniß gebracht. Die guten Wiener Gäste stoben jäh auseinander, entsetzt, daß so ein schrecklicher Republikaner so viele Tage unter ihnen hatte sitzen dürfen; — an ihre Köpfe schlagend, daß sie es nicht längst gemerkt hätten, daß

das: „So Einer" wäre. Dr. Moosler aber ging dem arretirten Freunde eben so traurig als entschieden nach, doch gelang es ihm zu so später Abendstunde nicht: bei der betreffenden Behörde noch vorzukommen; er konnte nichts anderes thun, als ihm herzlich die Hand drücken und wenn auch keine gute Nacht, so doch einen frohen Tag zu wünschen; „denn morgen, — so tröstete er den Freund, — wäre es wohl möglich, daß man seine wahrscheinliche Unschuld einsehe." — Fenchel dankte dem Scheidenden nur flüchtig; er war zu unglückselig, zu trostlos, nicht etwa über die Arretirung, über die bevorstehende Nacht im Gefängniß: sondern nur darüber, daß man ihm seinen langen Stock weggenommen hatte. Den Stock, womit er schon seit circa 40 Jahren die Luft durchfuchtelt, der ein Theil seines Wesens, „seines Charakters," wie er sagte, geworden war. — Einer der Polizeidiener, der sich durch außerordentliche Vorsicht auszeichnete, hatte befürchtet: der sehr heftige und reizbare, weil so laute und bewegliche Mann, würde sich auf einmal zur Wehre setzen; der andere Polizeidiener, der sich durch unermeßliche Vermuthungen auszeichnete, hatte vermuthet: das Fuchteln mit dem Stocke sei ein geheimes Zeichen, das der gefährliche Verbrecher für die Mitglieder seiner

Bande zur Schau trage, womit er sich auf der Straße wohl gar Succurs verschaffen könne. Der sonst so bewegliche Mann, mit der immer noch strammen Haltung, war nun langsam und gebückt einhergegangen; die Brille gar nicht beachtend, die langen Arme mit den langen Händen baumelten trostlos hin und her am langen Körper. — Erst im Gefängniß war ihm wieder wohl, dort sitzend vermißte er den Stock nicht mehr, und nun sah man auch wieder die Brille auf- und niederfahren, hörte man sogar den bewußten Nasen-Klappton, denn nun erst konnte er überlegen: was gut und was böse an dieser seiner Situation sei. Er brauchte nicht lange zu überlegen; das Böse stellte sich ihm ja praktisch dar, das Gute fand er einestheils in den erhaltenen Lehren: für die Zukunft mit seinen Unterscheidungen sehr vorsichtig zu sein und nicht jede Zuvorkommenheit und harmlose Liebenswürdigkeit für baare Münze anzunehmen, anderntheils in der interessanten Gelegenheit, auch einmal so Etwas durchzumachen und dadurch neue Lebensanschauungen zu gewinnen. — Nun untersuchte er, was recht und was unrecht an der ihm angethanen Behandlung der Behörde, an der List jenes zuvorkommenden Herrn und an der Rauhigkeit der Polizeidiener, wegen des abgenommenen Stockes

sei. Auch hier fand seine Humanität an Jedem etwas Gutes (womit wir indessen den Gang unserer Erzählung nicht aufhalten wollen), und so schlief er zuletzt gemüthlich und ruhig ein. Viel ruhiger als sein Freund Dr. Moosler. Am nächsten Morgen, als derselbe eben im Begriff war, auf das Polizei-Amt zu eilen, bekam er schon eine freundliche Citation dorthin. Er sollte Auskunft geben, was er von Dr. Fenchels Wesen, Charakter und Absichten wisse. Moosler that das mit Begeisterung für den Freund, aber getreu seinem Princip, wonach Dr. Fenchel nur: „höchst wahrscheinlich“ ein durchaus achtungswerther Charakter sei; „höchst wahrscheinlich“ gar keine revolutionairen Gesinnungen habe; „höchst wahrscheinlich“ in keiner andern Absicht nach Wien gekommen sei, als um Wien zu sehen. Zum Schluß erbot er sich, jede nöthige Kautionssumme für die Freilassung seines Freundes zu stellen. Dieses Anerbieten wäre jedenfalls von guter Wirkung gewesen, wenn nicht die vorhergegangenen „höchst wahrscheinlichs“ den Verdacht der Behörde noch gesteigert hätten. Bei einer solchen Gelegenheit, sogar der Polizei-Behörde noch Zweifel anzudeuten, das mußte, mußte doch weit mehr sein, als eine Schrulle, Gewohnheit oder Caprice; wenn man wirklich so

human sein wolle, dergleichen nur der verdächtigen Zweifelsucht des Doctors zuzuschreiben. Man wollte nun prüfen, man versprach dem Zweifler, die Kautionssumme anzunehmen und den Arrestanten frei zu lassen, wenn Dr. Moosler mündlich und schriftlich, ganz unbedingt, in klarer, fest ausgesprochener Ueberzeugung, für seinen Freund sich verbürge. — Dr. Moosler wurde roth und bleich in einem Augenblicke, in dem Augenblicke eines Kampfes mit sich, was er thun solle. Dann aber wies er das Verlangte entschieden zurück. „Es geht nicht allein gegen mein Princip, sondern auch gegen meine Natur; ich darf, ich kann's nicht." Das war seine letzte Antwort. Diese Antwort steigerte den Verdacht der Behörde auf's Neue; Moosler selbst kam in Verdacht und verdankte es wohl nur dem angesehenen Namen seiner Familie, seinem Reichthum und seinem exemplarischen bürgerlichen Rufe, daß man nicht auch gegen ihn ernste Maßregeln ergriff. — Desto strenger aber sollten dieselben gegen den Gefangenen sein; dessen Aussprüche im Kaffeehause erschienen hinreichend, die Sache schon der Justiz-Behörde zuweisen zu können, und diese ergriff sie mit merkwürdiger Eile. Dr. Moosler hatte nach seiner Zurückkunft vom Polizeiamt kaum die dringendsten

Briefe an Dr. Fenchels Behörde nach Breslau geschrieben und war eben im Begriff, zum preußischen Gesandten zu eilen: als er schon die schleunigste Ladung vor das Justizamt erhielt. Hier faßte man die Sache nun so auf, daß Dr. Moosler als Zeuge vernommen werden sollte und also einen Eid schwören mußte. Moosler entschuldigte sich, daß er nicht schwören könne, dürfe. Natürlich nahm man das nicht an; ebensowenig die Motive, die Moosler nun für die Unsittlichkeit des Schwörens darlegte. Er sollte schwören, aber nun sagte er entschieden: „Ich werde es wohl nicht thun.“ Bei solchen Gelegenheiten macht man nun gewöhnlich kurzen Prozeß: Man steckt den Widerspenstigen ein. So geschah es auch mit Moosler; er ließ es mit ruhigem Ernst geschehen, bemerkend: „Und wenn ich vielleicht noch sehr lange sitzen muß, so werde ich doch wohl nicht schwören.“ Nur das machte ihn dabei unruhig, daß er nun höchst wahrscheinlich keine weiteren Schritte für den Freund thun könne. — Daß die hartnäckige Weigerung unseres Zweiflers die Angelegenheit seines Freundes immer gefährlicher machte, daß man nun wirklich an ein verbrecherisches Komplott glaubte und schon Willens war, die Sache dem Criminalamt zuzuweisen, daran dachte Moosler

nicht, und er war wie vom Donner gerührt, als ein wohlwollender Beamter, der ihm seit Jahren entfernt befreundet war und jetzt zu ihm in's Gefängniß kam, diesen ganzen Sachbestand klar auseinandersetzte. „Ist es denn möglich?! Ist es denn möglich?!" rief er aus, schmerzlich bewegt, ja tief erschüttert. „Es ist nicht allein möglich, es ist gewiß," — erwiederte der wohlwollende Beamte, — „eben so gewiß: als daß Sie nicht allein sich, sondern auch Ihren Freund sofort erlösen können, wenn Sie den verlangten Schwur leisten." — Moosler sprang auf, gewaltig erregt. An sich dachte er nicht; nur an den armen Freund. Ihn zu retten, erschien ihm als eine ernste Pflicht, vor der er sein Princip einmal verleugnen müsse. Aber mit diesem einzigen Verleugnen gab er ja das Ganze eigentlich auf und damit eigentlich auch seine ganze Anschauung, den Haltpunkt seines Lebens. Wirklich, es war etwas Tragisches in dem Kampfe, den er in sich durchmachte; etwas Tragisches in dem nun plötzlich rasch und festgefaßten Entschluß, den Freund zu retten. Erfreut, gerührt eilte der Beamte weg, den Entschluß Mooslers an geeigneter Stelle mitzutheilen. Er that das so lebhaft, so liebevoll, so schon selbst überzeugt von der Unschuld Fenchels,

daß die Richter wirklich für beide Freunde gestimmt wurden. — Der Einfluß einer inneren Ueberzeugung ist stets außerordentlich mächtig.

Wie ein Schlachtopfer ging Moosler zum Bureau des Justizamts. Jetzt zitterte er, dann nagte er nicht mehr leise, sondern stark an der Unterlippe, bis sie hellroth wurde und eigenthümlich abstach gegen die Blässe des Gesichts. Wie ein verurtheilter Sünder erschien er vor den Richtern; er wagte kaum sie anzusehen. Aber als ihm nun milde die Fragen wegen Fenchel vorgelegt wurden, als er nun für ihn sprechen, ihn vertheidigen durfte: da gewann er wieder seine ganze Spannkraft, da wurde er beredt, begeistert, da rötheten sich seine Wangen in noch lauter redendem Feuer und er hatte schon geschworen, eh' er es wußte. — Auch hier siegte die Macht der inneren Ueberzeugung; man gewann nicht allein den sonderbaren Redner lieb, man war fest überzeugt von der Unschuld seines Freundes, und es bedurfte nur noch weniger Formalitäten und der Niederlegung einer Kautionssumme: und der gefangene Chemiker wurde nach kurzem Verhör entlassen. — Das Güte daran erschien unserm Chemiker hauptsächlich in der Wiedererlangung seines geliebten Stockes, den er fest an sein Herz drückte und dann nie gesehene

Kreise in die Luft mit ihm beschrieb. Das Böse daran war ihm: daß es so kurz gedauert hatte, eh' er so recht zu sich selbst gekommen sei; — doch meinte er, das ließe sich schon ertragen, und er sei doch unmenschlich froh. — Dr. Moosler aber war nach geleistetem Schwur erst so recht zum Bewußtsein dessen gekommen, was er gethan. Da fühlte er sich auf einmal wie geknickt, wie ausgestoßen aus sich selbst; es fehlte ihm, — er wußte nicht was; er kam sich vor wie Schlemihl, ohne Schatten. Noch eigenthümlicher aber war es, — so sehr er sich auch der Rettung Fenchels freute, er hatte nun auf einmal eine Art Haß auf ihn geworfen, er wollte, konnte ihn nicht mehr sehen (wenn auch mit innerem Widerstreben), er ging nicht nach Hause, er vermied die Orte ihrer gewöhnlichen Zusammenkünfte, die Straßen in der Nähe derselben. Er vermied ihn um so entschiedener, je mehr er sich dachte: es wäre möglich, daß Fenchel das ungeheure Opfer kenne, was er ihm gebracht. Er hielt sich ganz, ganz einsam, daß überhaupt Niemand ihn sehe und überdachte sich dabei: daß er jetzt eigentlich noch viel fester in seinem Princip beharren müsse, weil er für die Richtigkeit desselben wieder einen neuen, so unendlich schlagenden Beweis darin erhalten, daß er doch gerade

dasjenige gethan, was nie zu thun er stets am allerwenigsten bezweifelt hatte.

Während dem suchte der freigewordene Dr. Fenchel all, überall seinen Freund. Er suchte so emsig, daß er nicht einmal Zeit hatte, darüber nachzudenken: was auch gut daran sei, daß er ihn nicht finden könne. — Zum Freundschaftsgefühl war nun auch der Dank gekommen, den er ihm schuldig sei; den mußte er ihm durch einen Handschlag darreichen. Mitten im besten Suchen wurde er indessen abermals überrascht und zwar durch die Weisung, so schleunigst als möglich abzureisen. Man wollte doch nicht so ganz umsonst den Skandal mit ihm gehabt, nicht ganz umsonst „Maßregeln" ergriffen, nicht ganz umsonst ihn so stark verdächtigt haben; da wählte man denn nun das einfachste und unschuldigste Mittel: ihn abzureisen. Rasch hatte Fenchel erkannt: das Gute an dieser neuen Ueberraschung sei jedenfalls, daß er nun um so rascher wieder nach Hause komme; das Böse, daß er seinen Freund nicht mehr sehen, nicht Abschied von ihm nehmen könne. — Was nun aber Daran Gutes sei, Das konnte er auf der ganzen Reise nach Breslau nicht herausbekommen; doch tröstete er sich zuletzt damit, das müsse ihm dort seine Tochter erklären. Seine Toch-

ter! Ja, er hatte eine Tochter, der alte, komische, lange Chemiker, und diese Tochter war ihm der einzigste Gegenstand auf der ganzen Welt, woran er durchaus nichts anders Böses finden konnte, als daß sie sterblich sei. Ein größeres Beispiel seiner wahrhaft wunderbaren Liebe für die Tochter kann es wohl nicht geben, und wenn man nun hört, daß diese Tochter ihren Vater mit eben so großer Liebe umfaßte; Nichts, Nichts Lieberes, Höheres kannte als ihn, nur in ihm lebte, dachte, empfand: so wird man sich das glückselige Verhältniß dieser beiden Menschen recht lebhaft vorstellen können. Sie hatte sich außerordentlich gefreut, als der Vater endlich einmal auf Reisen ging; aber eben so freute sie sich, als er schon so bald wieder zurückkam. Aber wie zitterte sie, wie viel kostete es ihr, nicht zu weinen, als der Vater nun die Ursache seiner so baldigen Rückkehr und seine ganze Leidensgeschichte erzählte! Dann gerieth sie in eine namenlose, wahrhaft republikanische Wuth gegen den österreichischen Kaiserstaat und meinte: Der König von Preußen müsse dafür Genugthuung fordern. Nun aber begann Fenchels Erzählung von seinem Freunde, ausgeschmückt mit der ganzen Phantasie seiner Liebe und seines Dankes für ihn. Wie horchte da das Mädchen auf! Wie sog

sie begierig jedes Wort ein! Wie sprang sie zuletzt jauchzend auf und rief: „Wenn er nur da wäre, daß ich ihm doch gleich um den Hals fallen könnte!“ Und als der Vater ihr nun den kritischen Fall vorlegte, daß er noch gar nicht wisse, was gut daran sei, daß er den Freund nicht mehr gesehen, ihm nicht habe danken können, da rief das Mädchen fröhlich aus: „Ei Väterchen! Das ist ganz klar: jetzt behältst Du ihn um so länger im Andenken und hast eine desto größere Sehnsucht nach ihm, und so eine Sehnsucht, das ist gar was Schönes, das habe ich empfunden, als Du fortwarst.“ Dabei fiel ihm das Mädchen um den Hals und küßte ihn herzhaft. „O Du mein Tinele!“ rief Dr. Fenchel und drückte das Mädchen fest an sich; — „Blitz-Tinele, Du hast Recht!“ rief er dann wieder, und die Brille lief in Gefahr, über den Kopf hinaus geschleudert zu werden. — Nun setzten sich Beide recht bequem in das Sopha zurück, Hand in Hand und mit fast flüsternder Stimme berathend: dem Dr. Moosler einen großen Brief zu schreiben und ihn nach Breslau einzuladen. „Ich schreibe aber auch mit!“ rief Tina, und dabei glänzten ihre Augen wie die eines jungen Rehes. Dann meinte sie ernster: „Und wenn er da ist, dann werden wir ihn schon nach und nach glücklich machen,

von seinen Zweifeln heilen und ihm zeigen, wo der liebe Gott seine Wahrheit hingethan hat.“ — Jetzt waren Beide so innerlich gestimmt, daß sie gar nichts Anderes mehr sprechen konnten; sie gingen still auseinander, zu Bett, und schon am andern Tage wurde der Brief an Dr. Moosler begonnen. Es dauerte drei Tage, ehe sie damit fertig waren, denn der Vater hatte seit seiner Bräutigamsschaft keinen Brief mehr, die Tochter hatte noch nie einen Brief geschrieben; blos einen angefangen, als der Vater in Wien war.

Während dieser Zeit war Dr. Moosler in der Kaiserstadt immer einsamer, immer niedergeschlagener geworden, hatte er — eine immer größere Sehnsucht nach seinem Chemiker empfunden, nach dem Mann, den er noch eben so streng gemieden, den er fast gehaßt hatte. Er mußte, mußte ihn wiedersehen; es duldete ihn auch nicht mehr in der Stadt, wo er sich selbst verloren hatte, wo er einem so großen, ernsten Princip untreu geworden war. Er hatte sich genau erkundigt, wohin Dr. Fenchel vielleicht gereist sei: „Wieder zurück nach Breslau.“ Und siehe, er faßte einen raschen Entschluß und reiste auch nach Breslau, wenn auch zweifelnd: ob Fenchel dort sei; er fuhr dem Briefe vorbei, den Vater und Tochter

ihm geschrieben. Wohl hatte der Freund ihm schon von seiner Tochter erzählt und zwar so: wie gerade dieser Vater von dieser Tochter erzählen mußte. Moosler hatte dabei stets mit großem Interesse zugehört, natürlich aber auch bezweifelt, daß an dem Mädchen Alles so sei, wie der Vater es sagte; namentlich den äußern Liebreiz bezweifelt, den der Vater als wahrhaft blumenhaft beschrieben. Wie erstaunte er aber nun, als er bei seinem Eintritt in das Haus dem Mädchen begegnete, als er sah, daß der vollendetste Portraitmaler sie nicht ähnlicher hätte darstellen können, als der Vater sie beschrieben, und daß dennoch diese Beschreibung weit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben sei. Er wurde verlegen, verwirrt. Er konnte nichts anderes zur Begrüßung herausbekommen, als: „Ich heiße Moosler." „Moosler! Moosler!" jauchzte das Mädchen auf, sprang mit einem Satz die letzten zwei Stufen der Treppe hinunter und wollte eben dem geliebten Freund des Vaters ohne Weiteres um den Hals fallen, — da auf einmal wich sie scheu zurück, stockte und wurde blutroth. Sie hatte im Augenblick bemerkt, daß der Freund ihres Vaters noch ein junger Mann sei; sie hatte das bis jetzt nicht geahnt, der Vater hatte nie von seinem Aeußeren gesprochen,

sie nie daran gedacht; sie hatte ihn für eben so alt gehalten wie den Vater, oder besser: sie hatte ihn gar nicht gehalten; jetzt aber war sie auf einmal überrascht, erschrocken, auf einmal, — sie wußte nicht was, — genug: sie konnte keinen Schritt weiter, nur einen halben zurück, sie mußte stocken, sie mußte roth werden (Alles ohne daß sie's wußte), als sie auf einmal vor dem jungen Manne mit der edlen, ernsten Haltung stand, als sie auf einmal in diese blassen, schwermüthigen und doch starken Züge, in den tiefen Glanz seiner Augen sah, die mit so unaussprechlichem Entzücken, mit so männlich keuscher Andacht auf sie gerichtet waren. — Durch diesen Augenblick rauschte der heilige Geist der Liebe und tauschte die Herzen dieser beiden Menschen aus und sprach sein ewig heiliges: „Ich segne Euch." — Diese eigenthümliche Situation himmlisch-schöner Verlegenheit wurde glücklicher Weise aufgehoben durch das Geräusch der mit jähem Ruck nun wirklich über den Kopf hinaus geschleuderten Brille und durch die immer lauteren Nasenklapse des Dr. Fenchel. Ein ungemein scharfes Ohr auch für die leisesten Worte seiner Tochter, hatte er ihren jauchzenden Ausruf „Moosler! Moosler!" in seinem Laboratorium gehört, und wenn auch nicht ganz ver-

standen, so doch ganz geahnet; er war mit gewaltiger Vehemenz aufgesprungen, an die Treppe gerannt und hatte dort seine Ahnung bestätigt gefunden.

„Was ist nun bös daran, daß ich da bin?“ rief Moosler, um durch einen Spaß sich frei zu machen, und haschte nach den emsig beschäftigten Händen des Freundes. „Daß Sie da sind, ohne erst unsern Brief erhalten zu haben, denn Der hätte Ihnen noch Freude gemacht,“ entgegnete Fenchel und drückte endlich Mooslers Hand. „Nein, das ist nicht bös,“ — meinte Tina, — „denn nun ist es ja noch schöner, daß er gekommen ist.“ „Blitz-Tinele hat wieder Recht,“ rief mit Stentorstimme der überglückliche Chemiker, holte in zwei Sätzen der langen Beine die so übermüthig behandelte Brille herbei, setzte sie mit decidirtem Ruck auf, nahm dann Moosler an die rechte, Tina an die linke Seite, schlang seine langen Arme um Beider Schultern und schritt so, wie ein Triumphator, in das Wohnzimmer. Dabei erzählte er, wie das mit dem Briefe zusammenhing. Mooslers Augen sahen leuchtend zu Tina hinüber und hingen dann mit wahrhaft ehrfurchtsvoller Liebe an dem Vater, der ihm von dem Augenblicke an, wo er dessen Tochter sah, noch theurer, ja ehrwürdig geworden war. Tina überdachte während dem: daß auch

noch was anders Gutes dabei sei, daß Moosler den Brief nicht erhalten habe; jetzt würde sie, — nicht sich schämen, denn das that sie nie, — aber doch sich beklommen, genirt, — vielleicht traurig fühlen, wenn Moosler gelesen hätte, was sie dem Freund des Vaters geschrieben. — Daß Moosler von nun an ganz im Hause des Chemikers wohnte, versteht sich von selbst. Welch' neues, ungeahntes Leben begann nun für Moosler! Ein Leben von nie gekannter Seligkeit und nie gekanntem Leid. Die Liebe, die ihm diese Seligkeit gab, gab ihm auch dieses Leid. Oder nein! die Liebe nicht, sondern seine Zweifelsucht, die von seiner Liebe nicht bewältigt, sondern nur noch verzehrender, unglückseliger für ihn gemacht wurde, indem sie dieselben gerade auf seine höchsten, heißesten, seligsten Wünsche richtete. Er zweifelte, ob sein Gefühl wirklich Liebe sei, ob er es Liebe nennen, als Liebe anbieten dürfe; er zweifelte, ob das Mädchen wirklich auch ihn liebe, wie doch jeder Ton, jeder Blick des Mädchens es ihm sagte, — unbewußt es ihm sagte; er zweifelte, ob er jemals glücklich werden könne mit einem geliebten Wesen; er fragte sich, ob er es wagen dürfe, mit solchen Zweifeln ein geliebtes Wesen an sein Dasein zu binden. In diesen Qualen fragte er sich oft: „Aber solltest Du nicht

lieber zweifeln an der Richtigkeit Deines Princips? Wäre es nicht möglich, daß es falsch, grundfalsch sei? daß Dein ganzes bisheriges Leben ein Irrthum gewesen? — Wenn Du nun auf einmal es von Dir würfest mit starker Hand?" — Aber er konnte das nicht; der nächste Augenblick warf ihn zurück in die alten Zweifel. Diese Zweifel, diese Fragen und Kämpfe — o sie machten ihn tief, tief elend und krank, bis zum geheimsten Grunde seines Wesens. Mit dem göttlichen Instinkt der Liebe, mit dem wunderbaren Scharfblick, den überhaupt eine edle und gesunde Frauennatur für Leiden und Schmerzen des Mannes besitzt, hatte Tina nicht allein schon die Liebe Mooslers in seiner ganzen Größe, sondern auch seine Leiden und Kämpfe darin und die Motive derselben erkannt. Vor seiner Liebe stand sie selig, trunken, verklärt vom Glanze, ganz durchdrungen von der Wonne ihrer eigenen Liebe, deren sie sich wohl bewußt war, die sie nur unbewußt so in sich schweben und weben, walten und schalten ließ, daß Herzen wie Moosler und der glückselige Vater sie wohl erkennen mußten. Vor den Qualen des Geliebten stand sie tief erschüttert still; sie fühlte sich durch seine Zweifel nicht verletzt; sie thaten ihr nicht weh um ihretwegen, sie störten ihre Liebe nicht; sie

sah sie nur an als böse Furien, die den armen geliebten Freund verfolgten. Mit reinem, mädchenhaftem Takte war sie auch weit entfernt davon, mit dem Armen darüber zu sprechen, äußere Heilmittel dagegen anzuwenden. Sie dachte: „Er muß damit fertig werden, und Du kannst nichts Anderes thun, als fort und fort ihn lieben und Deine Liebe nicht verschließen und Dich ihm zeigen wie Du bist, mit Deinem Guten und Deinem Bösen." Und sie dachte: „Er wird auch fertig mit seiner Qual; er wird erkennen, daß unsere Liebe Wahrheit ist, und wenn er erst diese Wahrheit erkannt hat, dann wird er auch noch andere erkennen." — So war das Mädchen gefaßt und ruhig in ihrem wunderbaren Glauben an die allewige, allgewaltige Macht der Liebe. — Und dieser Glaube siegte denn nun auch. Vielleicht hätte er erst später, vielleicht zu spät gesiegt, wenn nicht eine ernstliche Krankheit des unglücklichen Zweiflers ihm zu Hülfe gekommen wäre. Es war dabei wohl weniger die unbedingte, rücksichtslose und doch so unendlich hoheitsvolle und keusche Aufopferung in der Pflege, die Tina dem Freunde angedeihen ließ — (denn Mooslers Liebe konnte dadurch nicht höher gesteigert werden); es war auch wohl weniger die körperliche Entkräftung,

die sonst viel leichter einen Umschwung des Wesens, des Charakters eines Menschen zuläßt: es war wohl weit mehr die ganz unbeschreibliche, unendlich fein organisirte Empfindung, die in dem Gefühl der Genesung, im ganzen Organismus eines Genesenden ruht. In keinem Zustand des Lebens ist die Natur des Menschen so empfänglich für schöne, zarte, edle Gefühle; so leicht befähigt, irgend etwas von sich aufzugeben, auszuscheiden; in keinem Zustand ist die Seele so überwiegend vor dem Körper, als in jenem. Und darin war es auch, wo Moosler auf einmal ausrief: „Wir lieben uns! wir werden glücklich sein!" Tina konnte nichts Anderes sagen als: „Das wußte ich!" Dann küßte sie mit feuchten Augen seine beiden Hände und ging zum Vater; nicht beschämt, nicht verwirrt, nicht in sein Ohr lispelnd, sondern ihn fest und sicher umfassend und seine Stirne küssend mit den Worten: „Er weiß es jetzt auch!" Die Brille blieb ruhig sitzen; aber unter ihren grünen Gläsern hervor quollen Freudenthränen, und beide Hände des Vaters lagen segnend auf dem Haupte des Mädchens.

Daß Dr. Moosler zum Zweck seiner Verheirathung nun doch noch einen Bürgereid und dann auch am Altar schwören mußte, das hatte er in ern=

stem Kampfe schon bedacht, ehe er jene heilbringenden Worte ausgesprochen. Jetzt machte es ihm keinen Kampf mehr, wenn auch der Bürgereid noch ein peinigendes Gefühl, was er aber seiner Tina verschwieg. — Trotzdem bemerkte es Tina recht gut, aber sie hatte dafür gar kein Mitleid; sie meinte sogar mit einem schalkhaften Blick (doch nur ganz für sich) „Das ist ihm eigentlich recht gesund.“ — Dr. Moosler ist nun freilich der Zweifler geblieben; aber Eines hat er doch erkannt als ewige Wahrheit: daß die Liebe das höchste Glück und eine geliebte Frau der köstlichste Schatz zwischen Himmel und Erde sei. — Und wenn Tina ihm manchmal sein goldgelocktes Sophiechen entgegenhält, gar listige Augen macht und fragt: „Ist es wohl einem Zweifel unterworfen, daß wir das schönste Kind auf der weiten Gotteswelt haben?“ Dann springt er rasch hinzu und küßt ihr den schelmisch gezogenen Mund, damit sie nicht ausreden könne. — Den größten Theil des Tages muß aber das blondgelockte Sophiechen beim Großvater im Laboratorium sein; da stellt er es gewöhnlich in eine große, umgestülpte Glasglocke und deckt dieselbe zu, wenn er für kurze Augenblicke ein etwas gefährliches Experiment macht.

III.

Professor Burlemann und sein schwarzer Frack.

Der Professor Burlemann verehrte eben so leidenschaftlich seine Wissenschaft, die Mathematik, als er die Reinlichkeit gründlich verachtete und jeden anständigen schwarzen Rock, namentlich einen Frackrock, mit wahrem Raffinement haßte. — Er hatte den berühmten philosophischen Grundsatz sich zu eigen gemacht: „Alles, was ist, ist gut;" mithin war auch der Staub in seinen Haaren, der Schmutz an seinen Händen gut, vor Allem war gut: sein fuchsgrüner Biberrock und seine Weste, seine Hose, seine Mütze — Alles von demselben Stoffe. Er glaubte diese Kleidungsstücke bereits 30 Jahre lang getragen zu haben, denn er bemerkte nie, wenn alle 4 bis 6 Jahre seine alte Haushälterin die mürbe gewordenen Sachen wegnahm und dafür ganz gleiche neue hinlegte, die aber freilich vorher fürchterlich verknittert und herumgeschleift, d. h. nach dem Ausspruch der Haushälterin „mollich" gemacht wurden. — Nur die erschütternde Drohung der alten Person: diese Kleider ihm wegzunehmen, vermochte ihn dann und

wann zu dem großen Entschluß — sich zu waschen und zu kämmen; doch kam es dabei häufig vor, daß er mitten in dieser Beschäftigung abbrach und sich der Lösung einer tiefen Frage zuwandte. Dieser halbe Zustand dauerte oft einen halben Tag, und halbentkleidet, mit einem Kamm oder Waschschwamm in der einen Hand und die Kreide in der andern saß er dann gewöhnlich am Boden, wie überhaupt bei allen seinen Berechnungen, weil er da vollständig Raum hatte und am Papier sparte. Mit dem Schwamm wischte er dann die unnöthig gewordenen Ziffern wieder aus, und da kam es denn manchmal vor, daß er in der Zerstreuung sich selbst zu waschen glaubte, während er den Boden wusch und alle seine kostbaren Zahlen vertilgte, — oder auch, daß er Zahlen auswischen wollte und mit dem kreidigen Schwamm sich durch's Gesicht fuhr, während die Zahlen stehen blieben und er nun ganz irre in seinen Berechnungen wurde, nicht wissend, woher die doch schon abgewischten Zahlen wieder zum Vorschein oder wohin die nicht abgewischten gekommen seien. — Wenn solche Momente eintraten, sprang er zuletzt wüthend auf, verfluchte alles Waschen als die Ursache aller unrichtigen mathematischen Berechnungen von Archimedes an bis auf die Gegenwart, und

die alte Haushälterin hielt sich dann auch mäuschenstill, bis der rechte Augenblick sie wieder in ihre wohlberechtigte und tiefbegründete Herrschaft einsetzte. So lebte der Professor Burlemann bis in sein 50. Jahr; da — verliebte er sich. Wie das kam, wir wissen's nicht. Wir wollen auch keine Mysterien zu enthüllen suchen, keine psychologischen Betrachtungen anstellen, sondern nur Thatsachen geben und eine Thatsache ist: Professor Burlemann that das, was jeder Mensch einmal in seinem Leben thut: er verliebte sich. — Weniger wunderbar wird es erscheinen, daß er „Gegenliebe" fand, wenn man bedenkt, daß Fräulein Sylphide Möhrlich vierzig Jahre alt und nur schön in den Augen des Professors Burlemann war. Aber auch Professor Burlemann und Fräulein Sylphide Möhrlich sollten die Qualen einer unglücklichen Liebe empfinden.

„Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu."

Der alte Geheimerath Möhrlich war nämlich „jeder Zoll eine weiße Kravatte." „Einem Schweinigel gebe ich meine Tochter nicht!" rief er aus, „laß ihn, wie sich's gebührt, im schwarzen Frack um Dich anhalten, dann ist's gut, wo nicht: jamais!" — Diese fürchterliche Nachricht wurde unter Seufzern

und Thränen dem Geliebten billetirt, und sie hatte auf ihn die Wirkung eines kalten Blitzschlages. — Nach einiger Zeit der Erholung rief er stöhnend seine Haushälterin herein und theilte ihr das Entsetzliche mit. Die gute Person hatte sich, uneigennützig und ehrfurchtsvoll, über die Leidenschaft ihres Herrn schon sehr gefreut und hätte gern einen Theil ihrer Herrschaft einer Frau Professorin abgetreten.

Jetzt rieth sie hin und her und meinte endlich vor lauter Trübsal: „Ach Herjeminechen, mein gutester Professor Burlemann, da wird wohl das Beste sein, daß Sie das Fräulein Geliebte entführen.“ Professor Burlemann schaute sie mit weitgeöffneten Augen an; hätte sie ihm gesagt, sie habe so eben an einer Feuerzange die Quadratur des Zirkels oder in einem Butterteig das Gesetz des perpetuum mobile gefunden, er hätte nicht verblüffter sein können. Er war fürchterlich verblüfft, er wußte gar nicht was er sagen sollte und meinte zuletzt: „Meine Liebe! mit mathematischen Dingen müssen Sie Sich nicht befassen.“ Nun war das Verblüfftsein auf Seiten der Haushälterin, doch schon gewöhnt an solche „Extraordinairheiten,“ ging sie kopfschüttelnd hinaus. Dem Professor aber war plötzlich eine rettende Idee gekommen. Er setzte sich hin und schrieb eine

mehrere Bogen füllende Abhandlung: mathematisch beweisend, daß der Frackrock ein Ding sei, das eigentlich gar nicht existire. Damit hoffte er über den wahnbefangenen Möhrlich einen glänzenden Sieg zu erringen, und er sendete seine Arbeit mit einem zärtlichen Billet der Geliebten zu. Der alte Möhrlich aber ließ ihm in roher Empirie zurückschreiben: Er möge sich nur einmal eine Stunde lang in's Fenster nach der Straße zu legen, dann würde er hundert solcher Dinge wirklich finden, die gar nicht existirten.

Und Burlemann legte sich in's Fenster, seit dreißig Jahren zum ersten Male, in dumpfem Brüten, den Kopf in beide Hände gestützt, die Ellenbogen weit auseinander, bis in die Fensterecken. Die Haushälterin erschrak heftig, als sie ihn so sah; sie glaubte, er wolle sich recht bequem zum Fenster hinausstürzen. Sie schrie um Hülfe, faßte ihn von hinten am fuchsgrünen Biberrock und riß ihn so aus seinen schauervollen Betrachtungen! Ach, der alte Möhrlich hatte ja Recht: der schwarze Frackrock existirte wirklich! und nur zu sehr!! Jetzt las er noch einmal die heißen Beschwörungen seiner Geliebten: den schwarzen Frack als Beweis seiner Liebe ihr darzubringen. Das war ein fürchterlicher Kampf, ein

großer tragischer Conflict! Hier die Liebe — dort der fuchsgrüne Biberrock! — Aber nein! der fuchsgrüne Biberrock war ein Princip geworden, war Er selbst; er konnte doch nicht sich selbst aufopfern. — Er legte sich an den Boden und rechnete und zeichnete, d. h. er wollte rechnen und zeichnen; aber er malte lauter Rockknöpfe und Frackformen der verschiedensten Gattung. Er legte sich zu Bette, und im Traume erschien ihm sein Schicksal in Form eines Frackrocks. Und aus dem einen wurden zehne, hundert, tausend, eine ganze Million; sie baumelten an der Decke, und er mitten unter ihnen mit ausgespreizten Armen; sie krochen auf der Erde, und die Aermel tappten herauf auf sein Bett und ohrfeigten ihn. Er stöhnte so laut, daß die Haushälterin aufstand und ohne Weiteres Thee kochte, ehe sie eigentlich wußte, was ihm fehle.

Der Morgen brachte eine neue und noch glühendere Beschwörung seiner Geliebten; der Traum hatte ihn schon mürber, müder, oder wie er meinte, weicher, zugänglicher gemacht, und er fing an, sich die Sache ernstlicher überlegen zu wollen. Wieder legte er sich an's Fenster, um sein Auge an das Entsetzliche zu gewöhnen, und wirklich entdeckte er auch nach und nach, daß die geraden Linien und rechten Winkel des

Fracks nicht ohne mathematisches Interesse sein dürften. „Holt den Schneider!" rief er jetzt plötzlich mit krampfhaft gefaßtem Entschlusse. Die Haushälterin stürzte erstaunt und erfreut weg, während Professor Burlemann sich mit der süßen Hoffnung schmeichelte, es sei gar kein Schneider zu Hause, oder die Haushälterin bekäme plötzlich Seitenstechen und könne nicht fort; oder ein wirklich aufgefundener Schneider könne auf dem Wege zu ihm in eine Rinne fallen. Er horchte mit gespannter Aufmerksamkeit, — man kam, — ja, ja! man kam, — aber zu Zweien! und so rasch war das geschehen, als wäre der Schneider vom Himmel herunter geschneit; er fand es als eine mathematische Unmöglichkeit, daß der Schneider schon da sein könne; aber auch hier wieder trat ihm die rohe Empirie in Gestalt des Schneiders entgegen, der schon, — wie er sich später ausdrückte, — „Hand an ihn gelegt hatte," ehe er noch zu rechtem Bewußtsein gekommen war. Er wollte im ersten Augenblicke um Hülfe rufen, aber dann schämte er sich doch zu sehr; er wollte im zweiten Augenblicke zurückspringen, aber der Schneider sah so ernst und würdig darein, hatte so schöne Linien und Zahlen auf seinem Maße, daß ihm das einen gewissen Respect abnöthigte. Er wollte dann wenig-

stens nicht haben, daß noch sonst Jemand seiner Entweihung zusehe, und die Haushälterin sollte hinaus; da aber wurde es ihm bange vor ihm selbst, und er blinzelte ihr mit einem Auge zu, sie möge um Gotteswillen da bleiben. — Während dem war der Schneider fertig und empfahl sich mit imponirender Ruhe. Burlemann sank entsetzt in einen Sessel.

Aber die Geliebte sollte nun auch einen Trost haben; er schrieb ihr, welch' Ungeheures er ihretwegen geduldet, er nannte sie „mein schönster, theuerster Kettensatz!" — Die glühendsten Dankbezeugungen Sylphidens konnten ihm aber nicht das furchtbare Gefühl nehmen, daß er nun nicht mehr Burlemann, sondern ein ganz anderes, ausgewechseltes Geschöpf sei, und wer weiß, was noch mit ihm geschehen wäre, wenn er nicht, trotz der vielen schon erlebten Enttäuschungen, immer noch neue Hoffnungen aus seiner üppig sprießenden Phantasie geschöpft hätte. Der Schneider konnte das Maß verlieren, oder seine Frau in Wochen kommen, während seine Gesellen ihm durchgingen; das Tuch konnte ausgegangen sein, oder der Schneider das beinahe fertige Stück mit einem glücklichen Griff zerschnitten haben. Es konnte plötzlich eine andere Mode werden, oder die Regierung den Frackrock als staatsgefährlich ver-

bieten. Doch „was sind Hoffnungen! was sind Entwürfe!" — Der Schneider kam mit einem unheimlich dunkelgrünen, verrätherisch aussehenden Bündel, — Burlemann sah Beide scheu an; er wollte sich plötzlich todt stellen, aber er hatte nicht die Kraft dazu. Das Bündel wurde geöffnet, — die drohende Gestalt des schwarzen Fracks bewegte sich schlangenartig daraus hervor und ihm entgegen. Er machte die Augen zu und blinzelte nur so, er streifte mit den Fingern daran, wie die Kinder ängstlich an ein rauhes Fell streifen, zurückzuckend und doch nicht das Streifen lassen könnend. Nun kam ihm eine andere Hoffnung: der Frack konnte zu weit oder zu eng sein, und hastig wollte er diese Hoffnung erproben — Herr Gott im Himmel! der Frack saß ihm wie angegossen; der Schneider neigte kalt und ruhig sein Haupt, er hatte das gewußt, das konnte gar nicht anders sein; bei ihm war das nicht anders möglich. — Und nun stand Professor Burlemann da, ein erbarmungswürdiger Dulder, mit Wehmuth auf den fuchsgrünen Biberrock blickend, auf dieses Stück seiner Seele, seines Leibes. In demselben Augenblick ertönte auf der Straße eine Orgel und dazu in der allbekannten Bierwehmuth das Lied:

„Schier dreißig Jahre bist Du alt!"

Zum ersten Male seit dreißig Jahren hörte Burlemann eine Orgel und ein Lied dazu, obgleich täglich unter seinem Fenster gesungen und gespielt wurde. Und nun gerade dieses Lied! dieses beziehungsreiche, ganz allein für ihn und seinen fuchsgrünen Biberrock gedichtete und gesungene Lied, — gerade in dieser Situation! es ergriff ihn mächtig; wehmüthig, fast mit Thränen in den Augen nahm er den dreißigjährigen Freund in seine Arme, streichelte ihn und recitirte dabei leise, dann immer lauter und lauter die gesungenen Strophen. Der Schneider stand vor ihm und schaute ihn an, als wolle er sehr bedeutende Studien an ihm machen, und die Haushälterin fuhr mit der Schürze an die Augen. Plötzlich wurden die feuchten Augen des Professors hell, seine wehmüthigen Züge gewannen einen sehr lebhaften Ausdruck, er sah auf seine fuchsgrünen Biberhosen, auf die fuchsgrüne Biberweste und indem er so viel Einfalt als möglich in seinen Ton zu legen suchte, meinte er: „Ja, ja, das wäre nun recht gut, aber ich kann den Frack doch nicht brauchen, — zu dieser Hose, zu dieser Weste, — o nein, das geht nicht." Mit triumphirendem Lächeln sah er jetzt die Haushälterin und den Schneider an, aber er begegnete bei diesem einem so selbstbewußten,

stolzen Lächeln der entschiedensten Pflichterfüllung, daß das nur etwas Fürchterliches andeuten konnte. Wie der vom Zauberblick der Schlange gefesselte Vogel, so folgte Professor Burlemann nun allen Bewegungen des Schneiders, als derselbe dem unheimlich dunkelgrünen Bündel nun auch eine schwarze Hose und Weste, als „sich von selbst verstehend,“ entnahm, und als die Haushälterin nun sogar mit einem bis jetzt verborgen gehaltenen neuen schwarzen Hut hervortrat, da sank er mit den Worten „Auch Du Brutus!“ in einen Sessel; willenlos, vernichtet, umgebracht! — Diesen wichtigen Augenblick hieß die Haushälterin mit einem bedeutungsvollen Blick rasch benutzen, indem sie sich entfernte. Der Schneider zögerte würdevoll, aber es sah ja Niemand, und nun zog er den Professor vollends an. Erst als das geschehen war, hatte sich derselbe so weit erholt, daß er dem Schneider als Bezahlung statt einer Geldrolle eines seiner großen mathematischen Werke überreichte. Der Schneider nahm dies achtungsvoll, als eine Widmung des gelehrten Mannes für ihn, an, überreichte die Rechnung der wieder eintretenden Haushälterin und ging fort. Draußen stand der ihm nachgegangene und ihn erwartende Diener des Fräulein Sylphide Möhrlich, mit

einem schon im Voraus geschriebenen Billetchen, daß die Geliebte den Geliebten mit ausgebreiteten Armen erwarte. Dort ein so mächtig anziehender, hier, in der Haushälterin, ein so mächtig abstoßender Pol: kurz, Professor Burlemann stand schon auf der Straße, ehe er es wußte. Aber in welchen Empfindungen! Er glaubte nicht vor und rückwärts zu kommen; er glaubte die Drehkrankheit zu haben oder seekrank zu sein; er kam sich vor wie Peter Schlemihl, ohne seinen Schatten; er sah nicht die Heerde spottender Knaben, er sah nicht die verwunderten Männer und Frauen, — er taumelte, segelte in die Arme seiner Geliebten.

Als glücklicher Gatte und sogar Vater hat sich Professor Burlemann mit seinem Frack völlig ausgesöhnt und meinte einst, als davon die Rede und er gerade mit einer Berechnung beschäftigt war, in vollem Ernst zu seiner Haushälterin: „Meine Liebe! Sie sollten doch auch einen schwarzen Frackrock tragen!"

IV.

Der selbstständige Mann und sein Musenhof.



In einer der äußersten Vorstädte der Residenz D. stand ein kleines Bauermädchen mitten auf der Straße, die Händchen unter der Schürze, den Kopf zurückgelehnt, die Augen zu, den Mund weit auf und ließ sich in den offenen Mund Schneeflocken schneien. Ueber das frische, rothe Gesichtchen ging jedesmal ein helles Lachen, wenn so eine recht dicke Schneeflocke hineinflog; sonst aber rührte sich das Kind nicht, aus Furcht: die Schneeflocken möchten sonst den offenen Mund nicht treffen. Einige Schritte davon stand ein kleines vertrocknetes, zwirnfadenes Männchen, bekleidet mit kurzen, kaffeebraunen Beinkleidern, daran lange, schmale Stegriemen um abgeblaßte Glanzlederschuhe; mit einem langen, kaffeefarbenen Frack, dessen vollgestopfte Taschen hin- und herbaumelten; mit einer weißen, gelbgetippelten Piquéweste, aus deren Taschen große Notizbücher hervorstanden; mit einer hohen, steifen Cravatte von glänzend schillerndem Lasting, die dem langen, schmalen Kinn als weites Grab diente; endlich mit

einem kleinen, spitzig zulaufenden Strohhut, der sparsame, schwarzgraue Härchen und eine hohe kahle Platte bedeckte. Kleine, runde, schwarze, helle Aeugelchen guckten lebhaft unter einer niedrigen, aber doch schön gezogenen Stirn hervor, die in der Mitte durch eine tiefe Querfurche fast durchschnitten war. Eine kurze, gemüthliche Nase erhob sich aus den unzähligen Falten des Gesichts, dem indessen zwei Reihen kleiner, blendend weißer Zähne wieder etwas Frisches und Helles gaben. Auch die blendend weiße Wäsche paralysirte einigermaßen den Eindruck des sonderbaren Anzugs, der sich übrigens noch durch ungemeine Sauberkeit und Glätte auszeichnete. In der linken Hand, nachlässig in die Seite gestemmt, hielt das Männchen ein langes, blaues, baumwollenes Schnupftuch, mit ungefähr vier bis sechs dicken Knoten; in der rechten Hand, auf die Brust gelegt, ein großes Notizbuch, dessen kurzer Bleistift auf dem Deckel mit dem Daumen festgehalten wurde. In dieser Stellung beobachtete das Männchen mit außerordentlicher Aufmerksamkeit das Kind im Genuß seiner Schneeflocken; anfangs in der bangen Sorge, das Kind sei hungrig und wolle sich auf diese Weise zu sättigen suchen; zuletzt aber mit einer, ihm plötzlich aufgestie-

genen, neuen Idee, die ihn zu den schon vorhandenen noch einen Knoten in's Schnupftuch und in das stets bereit gehaltene Notizbuch zu den unzähligen andern noch eine Notiz machen; die ihn jetzt das lange, spitze Kinn in die ungeheure Cravatte wie zu ewigem Gefängniß eingraben und dabei vor sich hin murmeln ließ: „Das muß, das muß auch noch anders werden mit dem Schnee; das kann so nicht bleiben!" Aus diesem tiefen Beobachten und Grübeln wurde das Männchen plötzlich aufgeschreckt durch einen derben Schlag auf die Schulter und ein, mit kräftiger, sonorer Stimme gesprochenes: „Entschuldigen Sie! Ich glaube, ich habe meinen Mann gefunden!" Das Männchen fuhr einen Augenblick zusammen und antwortete in der ersten Verwirrung, etwas piquirt und seitwärts: „Wenn Sie mich meinen, — allerdings."

„Sie sind doch der bekannte Herr Quenkel, genannt der Industrielle?"

„Zu dienen! — Und wen habe ich die Ehre?"

„Dacht' ich's doch; freut mich! Ich bin der Fürst Bogatschieff, genannt der selbstständige Mann. Das heißt: von Mir so genannt. Die Leute nennen mich gewöhnlich einen Narren; nota bene, wenn ich

nicht dabei bin — und wenn ich nicht dabei bin, können sie mich meinethalben prügeln."

Das Alles wurde in kräftigem Tone, rasch, entschieden, fast dictatorisch ausgesprochen. Und so erschien auch der ganze Mann, in seiner, wir möchten sagen, urkräftigen, teutonischen Gestalt; mit dem gewaltigen Kopfe auf einem Stierhals. Dazu ein Gesicht, — es giebt Gesichter wie Krystalle, man möchte sie unorganische nennen, so fest, so hart, so gradlinig und scharfkantig, so fix und fertig, daß man glauben sollte: sie wären stets so gewesen, sie würden stets so sein, sie könnten durchaus nicht anders, nur gewaltsam zerstört werden; dabei so klar, so hell, so durchsichtig, als ob man den ganzen inneren Menschen wie unter einer Glasglocke vor sich hätte. Ein solches Gesicht war das des hier vor uns stehenden Mannes. Bei einem solchen Manne konnte man, wenigstens Anfangs, gar nicht dazu kommen, über seine Aeußerlichkeiten zu lachen. Die — so kam es Einem vor, schienen ihm angeboren zu sein; wenigstens wußte man sofort: der Mann schiert sich den Henker darum, ob und wie man ihn ansieht, und es ist jedenfalls besser für sich zu behalten, was man über ihn denkt. — Er war bekleidet mit einem langen, weiten, burnusartigen Mantel

von Pelz; der Pelz aber war nach innen gekehrt, und die glänzend lackirte Lederseite nach außen. Ebenso die weiten faltenreichen Pelzbeinkleider. Der Hals war frei, der Kopf unbedeckt. Das, so hatte er oft gemeint, sei der naturgemäßeste Winteranzug. Für's Erste sei es überhaupt ganz verrückt, die Glieder einzuschnüren, wie die moderne Tracht das erheische. Die Glieder müßten sich frei und „unmittelbar" bewegen können; namentlich müsse der Hals, — der Thron des Königs Kopf, — frei, ohne constitutionelle Halsbinde sein, und dieser Kopf habe schon von der Natur seine Bedeckung erhalten durch die Haare. Einen Hut darauf: hieße die Natur verschimpfen und sei auch ungesund wegen der verhinderten Ausdünstung. Nur bei der brennendsten Sonnenhitze dürfe man eine Kopfbedeckung tragen, dann aber mit einem kleinen Blechrohr darin, als Luftzug. Für's Zweite und specialiter für den Winter, sei es ebenso verrückt, den Pelz nach Außen zu tragen, wodurch die eigentliche Wirkung desselben, namentlich seine erwärmende Elektricität, verloren gehe. Es sei verrückt, nach außen hin wollene oder dergleichen Stoffe zu tragen, die nur die Kälte und feuchte Luft anzögen. Das dichte Leder dagegen halte ab und um so mehr, je glatter, also je weniger

porös es sei, und deshalb habe er die Lederseite seiner Kleidung noch mit Glanzfirniß überziehen lassen. — Das war die Ansicht des selbstständigen Mannes über seine Kleidung. Sehr gewichtige Gründe hatte er auch für die vielen großen Holzknöpfe an seinem Mäntel-Burnus: sie ersparten ihm die Taschen, das mühsame Herausziehen der zu brauchenden Gegenstände, denn es hingen an diesen Knöpfen links und rechts ein Schnupftuch, eine Schnupftabackdose von Eisen (darin, so hatte er gefunden, hielt sich der Schnupftabak am besten), eine Pfeife, eine Geldbörse, eine Cigarrentasche und ein Feuerzeug. Ein Knopf war bestimmt für den gewaltigen, eine Pistole bergenden Krückstock mit scharfer eiserner Spitze gegen Glatteis, den er jetzt in der wuchtigen Faust hielt. — Ein anderer Knopf war bestimmt für einen Regenschirm, den er jetzt zum Schutz gegen den dicht herabfallenden Schnee, nicht in der Halt hielt, sondern durch einen räthselhaften Mechanismus so über sich befestigt hatte, daß er ihn nicht zu halten brauchte. — In jedem Seidenstreifen des Schirmes waren kleine Glasfensterchen angebracht, „damit er stets den Himmel sehen könne," wie er meinte. Eigenthümlich, daß man nie daran dachte, den Mann mit einem Trödler zu vergleichen, auch nicht

an einen Solchen erinnert wurde! Eigenthümlich auch, daß das Alles gar nicht unordentlich, nicht unbequem erschien; daß man fast fühlte: hier sei Alles an seinem Platze; jedes Ding gehöre ausschließlich dahin, wo es hing, und der Mann sei doch wohl nicht so dumm: es müsse ihm das wirklich bequem sein. Dies war wohl der unerklärliche Einfluß einer starken und in ihrer Art bedeutenden, ja mächtigen Persönlichkeit.

Der plötzlich angeredete Quenkel, genannt der Industrielle, schien von des Fürsten Aeußerlichkeit ebensowenig überrascht oder verwundert, als Dieser es schien von der sonderbaren Aeußerlichkeit Quenkels. — Beide Männer kannten sich schon dem Namen und der Beschreibung nach. Die ganze Stadt, die ganze Umgebung kannte sie. Der Fürst war bekannt schon allein als Fürst, als reicher Fürst, als russischer Fürst, aber als der Sohn einer deutschen Mutter, eines Edelfräuleins aus dem Teutoburger Walde, einer modernen Brunhilde, die endlich doch bezwungen von der wilden, genialen Natur eines tapfern Russenfürsten, der in Deutschlands alten Schlössern sich Minnelohn suchen wollte, für die Thaten seines Degens, die löwenmuthige Brunhilde fand und mit ihr den Sohn zeugte, der hier als „der

selbstständige Mann" vor uns steht; der nun auch als Solcher bekannt war durch seine Abnormitäten in Gewohnheiten, Kleidung, Wohnung, in — nun überhaupt in Allem, was nur abstechen konnte gegen das gewöhnliche Leben aller Andern. Er hatte die Ansicht, daß die meisten Menschen das Leben verkehrt anfaßten; daß man durchweg unnatürlich, unpraktisch und der Sklave einfältiger Gesellschafts- und Gewohnheitsregeln sei. Das wolle er nicht, er wolle unbekümmert um die Andern, unbekümmert um diese Regeln leben, wie es ihm gefalle; er wolle — ein selbstständiger Mann sein. Deshalb auch war er von Rußland nach Deutschland gekommen; und die schöne Residenz D. mit ihren Kunstschätzen und ihrer reizenden Umgebung hatte ihn so gefesselt, daß er in ihrer Nähe sich häuslich niedergelassen. — Bald schon wurde er der Hauptlöwe des Tages, bald aber auch schon der Abgott der Armen und mancher mit Noth kämpfenden talentvollen jungen Künstler, Dichter und Denker. Tausende von Thränen und Seufzern hatte er schon gestillt. So mußte er natürlich dem kleinen Quenkel, genannt der Industrielle, hinreichend bekannt sein; doch war auch Dieser ebenso dem Fürsten bekannt, wie er sammt der ganzen Familie Quenkel der ganzen

Stadt, der weiten Umgegend bekannt war. Es war eine der angesehensten und wohlhabendsten Bürgerfamilien der Residenz, die sich aber schon immer durch ganz besondere Mitglieder ausgezeichnet hatte, und von der zuletzt nur noch drei Geschwister übrig geblieben. Drei schon alt gewordene und unverheirathet gebliebene Geschwister: Anton Quenkel der Industrielle, den wir schon kennen, Johannes Quenkel, der Zwillingsbruder Antons, genannt der Gelehrte, und Amalie Quenkel, von den Brüdern genannt: „de Male" oder: „das Geschwister." Anton hatte seinen Titel von der Leidenschaft für neue Erfindungen, für Hebung der Industrie. Schon als Knabe hatte er höchst wichtige Entdekkungen im Gebiete der Stangen- und Schaukelpferde, der Flitzbogen, der Hanselmännchen, Schwenkseile rc. gemacht; das heißt, er hatte nach langen Studien, nach unsäglicher Mühe und Anstrengung die vorhandenen Sachen gewöhnlich dadurch zerbrochen oder verdorben, daß er ihnen neue Einrichtungen hinzufügen wollte. Sein Taschengeld reichte nie für seine Bemühungen, noch weniger für die dadurch angerichteten Schäden aus. Dann reichten seine Studiengelder nie aus für die Unzahl der Modelle und Zeichnungen von neuen Maschinen rc., für die

Bibliothek der dahin zielenden Werke. Zuletzt reichte sein Vermögen nicht aus für die immerwährenden Experimente, die er mit seinen neuen Ideen versuchte; seine Zeit nicht, um jene Ideen alle bewältigen, nur entwerfen, nur flüchtig skizziren, sich bei allen Preisausschreiben für betreffende Aufgaben betheiligen zu können. Zu seinem Unglück hatte er eine ungemein rege Phantasie, die ihn jede seiner neuen Ideen sofort in Fleisch und Blut, in vollster praktischer Wirkung vor sich stehen sah, so daß es ihm nun als Sünde erschien, einer so völlig klaren, sicher stehenden Aufgabe sich nicht mit vollster Hingabe zu widmen. Aber die Mittel! die Mittel dazu! Es wurden derselben immer weniger; „nur ein paar Mal hunderttausend Thaler," — rief er oft, — „und ich will der Welt eine andere Form geben!" Seine Schwimm-, Flug- und Sprechmaschinen! Seine Erfindung der Krystallisation der Kohle, sein Perpetuum mobile, — seine Systeme zur billigsten Ernährung des Volkes, — sie alle waren fix und fertig, bis auf die wirkliche Ausführung, bis auf die lumpigen 200,000 Thaler. Es war ein entsetzliches Unglück für ihn und für die Welt, daß er sie nicht hatte. Er hatte bald nur ebenso viel Pfennige mehr. — Eine Hülfe hätte ihm sein Zwillingsbruder

Johannes wohl noch gewähren können; aber Bruder Johannes hatte eine andere kostspielige Leidenschaft: er war ein Gelehrter; namentlich ein Sammler von alten Büchern und Handschriften.

Bruder Johannes war ein ebenso kleines, vertrocknetes, zwirnfadenes Männchen wie Bruder Anton, hatte ebenso spärliche, schwarzgraue Härchen auf der hohen kahlen Platte; ebenso kleine runde, schwarze, helle Aeugelchen, ebenso viele unzählige Falten im Gesicht, ebenso kleine blendendweiße Zähne wie Bruder Anton; sah überhaupt ganz ebenso aus wie Bruder Anton, nur daß er anders gekleidet war: Rock, Beinkleid, Weste, Strümpfe, Schuhe und Mütze von ungebleichtem Linnen, und keine Cravatte, kein Halstuch, aber Alles ebenso sauber und glatt und ebenso blendendweiße Wäsche wie bei Bruder Anton. Bruder Johannes war eigentlich kein Gelehrter, sondern wollte erst ein solcher werden; dies aber nun bereits seit circa 25 Jahren. Er glaubte es werden zu können: wenn er recht viel Bücher studirte; namentlich recht alte Bücher und recht dicke und große, „Folianten in Folio," wie er meinte; der Inhalt war ihm dabei eigentlich einerlei. Er war nicht so einseitig, eine einzige Wissenschaft ausschließlich, tiefgründlich studiren zu wollen, ehe er nicht

von allen die Hauptsache wisse. Er behauptete, die Einseitigkeit sei es, die der deutschen Wissenschaft in ihren Vertretern stets so viel geschadet, ja sogar auch Schuld an der einseitigen oder eigentlich keinseitigen politischen Bildung und Stellung der deutschen Nation sei. Ein echter Gelehrter müsse Alles kennen, und wer nicht Alles kenne, sei kein Gelehrter. In etwas reactionärer Gesinnung behauptete er auch: daß in den neuen Büchern eigentlich wenig Gutes und Neues stünde; deshalb seine Vorliebe für alte Bücher, und je größer dieselben seien, desto mehr stünde darin; deshalb seine Vorliebe für „Folianten in Folio." Er meinte auch, man habe früher nur deshalb mehr große Bücher geschrieben, weil man damals mehr gewußt habe als jetzt; wenigstens weniger gesprochen und mehr geschrieben: und je mehr die Menschen sprächen, desto weniger könnten sie schreiben. Der Mensch habe zwei Ohren und zwei Augen, aber nur Einen Mund. Das sei schon ein Wink der Natur: daß er mehr hören und sehen, als sprechen solle. — So war denn Johannes Quenkel ein sehr stiller, sehr ruhiger Mann, aber ein unendlich eifriger Leser und Excerptenmacher. Er stand in Verbindung mit vielen Buchhändlern, namentlich mit Antiquaren, und wo nur irgend eine

Bücherversteigerung sein sollte, da mußte man ihm den Katalog einsenden; da kaufte und kaufte er, bis er beinah das ganze große Familienhaus mit seinen Büchern usurpirt hatte. Das war nun gewiß eine kostspielige Leidenschaft, die sein Vermögen sehr zusammenschmelzen ließ, die ihm nicht erlaubte, Bruder Anton zu unterstützen. Ein jeder der Brüder meinte bei sich: „wenn nur der Bruder nicht eine so närrische Leidenschaft hätte, dann könnte mir schon geholfen werden; aber, — man muß ihn doch darin gehen lassen; er ist nun einmal so!" Die Brüder hatten sich nämlich zu lieb, als daß Einer dem Andern wehe thun wollte oder konnte; aber brachte Bruder Johannes wieder ein recht kostbares Antiquarstück, Bruder Anton ein neues theures Modell nach Hause, dann seufzte doch immer der Andere still vor sich hin und schüttelte den Kopf. Ein Glück für die Brüder, namentlich ein Glück für ihr immer kleiner werdendes Vermögen, war nun jedenfalls „das Geschwister" oder „de Male;" die ältere Schwester. So klein die Brüder waren, so lang war die Male. Schon an sich hatte sie eine enorme Höhe, aber inmitten der kleinen Brüder erschien sie wie eine Riesin. Dieser Contrast trat um so mehr hervor, weil die Geschwister bei ihrem

öffentlichen Erscheinen stets Arm in Arm gingen; die Male in der Mitte. Thurmhoch ragte dann das Geschwister über die kleinen brüderlichen Anhängsel hinweg, und ein ungeheuer hoher, breiter Strohhut, dessen Schirm bei jedem Schritte auf- und niedernickte, dazu ein altmodisches, großgeblümtes Kleid mit kurzer Taille, ja selbst ein unendlich langer Arbeitsbeutel von silbergrauem Plüsch, sogar der außerordentlich schweigsame und decidirte Ernst, womit die Male einherschritt, hoben die Länge derselben noch um ein Bedeutendes hervor. — War es nun diese Länge, die die Brüder, wie Johannes recitirte, „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle" oft anstaunten, bewunderten, die Brüder, wie Anton meinte, „oft erschütterte;" war es jener außerordentlich schweigsame und decidirte Ernst, mit dem die Male auch zu Hause waltete; war es ihre, unter diesem Ernst nie leidende Aufmerksamkeit und Sorge, ihre zarte Duldung gegenüber den Schwächen der Brüder; war es deren Dankbarkeit, nicht allein für all' dieses, sondern auch dafür, daß die Male ihre Jugend und ihre Liebe den Brüdern geopfert hatte, um bis an das Ende ihrer Tage die unpraktischen, der Pflege, des Schutzes so sehr bedürftigen Zwillinge pflegen und schützen zu können; war es das

Alles zusammen: kurz, die Male hatte eine ungemeine Herrschaft über die Brüder gewonnen und benutzte dieselbe mit Tact und Klugheit hauptsächlich dazu: gegen der Brüder „heillose Verschwendung," wie sie sich ausdrückte, oft recht energisch anzugehen und so wenigstens dem allzufrühen Vermögensruin zu steuern. Nach solchen Scenen gingen die Brüder auch meist für einige Zeit „in sich," wie sie sagten; namentlich war es das Wort „Verschwendung," was sie stets abschreckte, denn ihrem soliden, reellen Wesen waren Verschwendung, Unsauberkeit und Schuldenmachen außerordentliche bürgerliche Verbrechen. Nach solchen und anderen häuslichen Scenen kam aber auch oft eine kleine Disharmonie unter die Geschwister. Aber nie in Worten, sondern nur in Stillschweigen und zwar in Stillschweigen hinter einem alten, ungeheuren Ofen mit der Geschichte vom verlorenen Sohn. Hinter diesem Ofen des Familienzimmers stand ein alter, verrauchter Lehnsessel und auf diesen Lehnsessel setzte sich nun jedesmal dasjenige der Geschwister, das sich am tiefsten gekränkt glaubte, oder wenn dies ein Jedes glaubte: wer ihn zuerst erwischen konnte. So kam es oft vor, daß gegen Ende einer Scene alle Drei schon nach der Ofenecke hinschielten, der-

selben, scheinbar gleichgiltig, näher rückten und zuletzt zu gleicher Zeit zum Sessel hinrannten. Wer ihn nun zuerst erwischte, blieb in seinem ungestörten Besitz und dies nicht stundenlang, sondern einen ganzen Tag, oft zwei Tage lang, schweigsam, unbeweglich, zum Essen, zum Schlafen nur dann aufstehend und davon zurückkehrend, wenn Niemand zugegen war. Die Geschwister hatten für diese eigenthümliche Demonstration das Wort „tückschen" gefunden. „De Male tückscht," oder „der Anton tückscht," oder „der Johannes tückscht!" hieß es dann, wenn Jemand zum Besuch kam und nach Male oder Johannes oder Anton fragte. Geschwister und Freunde hatten sich an dieses Tückschen schon so gewöhnt, daß es gar nicht mehr auffiel; daß man sich darum gar nicht mehr kümmerte, gar nicht mehr um den gerade Tückschenden sich kümmerte, doch auch stets recht froh war, wenn das Tückschen aufhörte. Am häufigsten tückschte die Male; nicht allein weil sie durch jene doch immer wiederkehrende „heillose Verschwendung" der Brüder dazu am meisten aufgefordert wurde, sondern auch weil sie vermittelst ihrer langen Beine gewöhnlich am ehesten den Lehnsessel hinter dem Ofen erwischen konnte. Je älter die Male wurde, — und sie war schon recht alt,

bedeutend älter als die Zwillinge, — desto lieber und desto länger tückschte sie, denn sie schlief mit der Zeit gewöhnlich dabei ein und versicherte (d. h. nur sich, nicht den Brüdern), sie schlafe im Bette nicht so gut als in der Ofenecke. Sie nahm zuletzt jede mögliche Gelegenheit wahr, zu tückschen; ja sie tückschte mit dem Wetter, wenn dasselbe gar zu schlecht war.

Und wieder hatte sie mit dem Wetter getückscht, einen Tag, zwei Tage, — drei Tage lang. So lange aber war noch nie getückscht worden; das ging doch, meinten die Zwillinge, über das Tückschen hinaus, und sie faßten den kühnen Entschluß (nahmen dazu all' ihren Muth zusammen), hinter den Ofen zu gehen und der Male das vorzustellen: — Da aber hatte die Male ausgetückscht, sie war todt! Sie war, im rechten Sinne des Wortes, „eingeschlafen" und man sah es ihr noch recht deutlich an, wie wohlig, wie behaglich sie eingeschlafen war; wie wohl ihr das letzte Tückschen gethan hatte. — Schmerzlichere, ja heiligere Thränen sind wohl keiner Schwester nachgeweint, als der langen, ernsten, tückschen Male von den kleinen Zwillingen nachgeweint wurden. Trauriger, stiller und öder kann wohl kein bewohntes Haus sein, als es jetzt das Haus der Quenkel wurde; wenigstens für den Bruder Anton

und für den Bruder Johannes. Und der alte ungeheure Ofen, mit der Geschichte vom verlornen Sohne, erschien ihnen jetzt unheimlich-dräuend wie ein großes schwarzes Gespenst, und der alte verrauchte Lehnsessel war ihnen unheimlich-heilig; sie hätten ihn gar nicht mehr ansehen mögen und konnten doch lange Zeit keinen Blick von ihm wegwenden. Anton sah ihn von der linken, Johannes von der rechten Ofenseite an und, wenn es Abend wurde und der Mond hereinschien, dann war es ihnen oft, als säße die Male noch da und tückschte. Sie hatten Anfangs gar nicht mehr in das Zimmer gemocht und konnten doch auch in ihren Arbeitszimmern nicht mehr sein; sie mußten in dem Zimmer sein, wo die Male ausgetückscht hatte, und so brachte denn nun Johannes seine Folianten, Anton seine Modelle und Zeichnungen hinein, dergestalt, daß man sich bald nicht mehr darin bewegen konnte. Da gab es denn nun mancherlei neue Quengeleien und Disharmonieen; freilich wieder nicht in Worten, aber auch nicht mehr in „Tückschen;" Keiner wagte es, wenn er auch im ersten Augenblick einen Ruck zur Ofenecke hingemacht hatte, den Lehnsessel wieder zu berühren, und tückschen ohne Lehnsessel — das ging nicht. Dadurch entstanden aber nun mit der Zeit solche Beklemmun-

gen, solche Unbehaglichkeit, solche Gemüthsverstopfungen: es war nicht zum Aushalten! Desto eifriger wurde von Jedem gekauft und gekauft, und desto rascher ging es mit dem Vermögen zu Ende. Sie mußten sich entschließen, ihr Vaterhaus zu verkaufen, und das war nach dem Schmerz über den Tod der Male der größte Schmerz, den sie in ihrem Leben ertragen hatten. Der war noch größer, als der Schmerz, daß Johannes den größten Theil seiner Bibliothek, Anton seine größten Maschinen und Modelle verkaufen mußte. Nicht allein, weil sie sonst wieder ein großes Haus hätten haben müssen, sondern weil dieser Verkauf ihnen das einzige Mittel schien, wieder neue Bücher, neue Maschinen anschaffen zu können, ohne eigentliche Noth zu leiden, hauptsächlich aber ohne ihre tägliche frische Wäsche entbehren zu müssen. Als sie das Elternhaus verließen, — die unter einander getheilten Sachen der Male in großen Bündeln selbst bei sich tragend, — faßten sie sich bei der Hand und sangen unter Thränen das Lied aus Raimonds Alpenkönig und Menschenfeind: „So leb' denn wohl, Du stilles Haus!" — Dann setzten sie die Bündel nieder, umarmten sich und trennten sich, jeder seine eigene kleine, ferngelegene Wohnung beziehend und von nun zwar

stets mit Liebe einander gedenkend, aber nur einmal im Jahre zusammenkommend: am Geburtstag der Male, am Grabe der Male stumm sich grüßend mit zitterndem Händedruck. Für den Tag über blieben sie dann zusammen, fast nur von der Male sprechend, und beim Abschied gab Einer dem Anderen ein Blatt, vom Grabe der Male mitgenommen. Bruder Johannes wurde nun immer gelehrter, Bruder Anton immer neuer, immer kühner in seinen Ideen; die geringste Veranlassung oft konnte ihn zu wer weiß was für Entwürfen veranlassen, und so haben wir ihn zuerst gesehen, als er ernstlich damit umging, den Schnee zu irgend einem praktisch verwendbaren Stoff zu machen oder auch so ihn noch ganz besonders praktisch zu verwenden. Er hatte schon oft mit Sehnsucht an den Fürsten gedacht, so als wenn Das der rechte Mann für ihn werden könnte; aber Stolz, oder nein, Zartgefühl hatten ihn ihm ferngehalten, ihn sogar jede Gelegenheit versäumen lassen, des Fürsten Bekanntschaft zu machen. Früher, in glücklichen Zeiten, ja, da hätte er ihn wohl selbst aufgesucht, aber jetzt, jetzt — war das was anders. Man denke sich nun seine freudige Verlegenheit, die bald zur reinen Freude wurde, als er auf einmal dem lang ersehnten Mann nun doch gegenüber=

stand, — und so gegenüberstand, vom Fürsten selbst aufgesucht, vom Fürsten als „der rechte Mann" angeredet!

Und der Fürst selbst war hocherfreut über seinen Fund. Er hatte schon lange den zwei Brüdern, namentlich aber dem Bruder Anton, „nachgestellt," wie er sagte, und leider immer vergeblich. Er hatte es gethan, theils aus Neugierde, theils aus instinctivem Interesse, das ein Original für ein Original hat. Er hatte beabsichtigt, beide Brüder zu sich einzuladen, auf längere Zeit, auf so lange sie wollten; theils aus zartem Mitleid mit ihrer wirklich schon etwas traurig gewordenen Lage, theils aber auch wegen einer sonderbaren Marotte. Er wollte sich einen Hof von Originalen bilden, wie Weimars August sich einen Hof großer Geister gebildet hatte. Er machte nun förmlich Jagd auf Originale. Er wollte nicht eher ruhen, bis er wenigstens neun Stück ächter Originale bei sich habe, und dann wolle er diesen seinen Kreis ironischer Weise „den Musenhof" nennen. Es spukte wohl eine gewisse aristokratische Passion da hindurch, aber er wußte das wirklich nicht. „Ich habe den rechten Mann gefunden, und nun bitte ich: steigen Sie mit mir in meinen Wagen, der dort hinten steht. Basta!"

Mit diesen Worten stehen wir wieder am Anfang unserer Skizze, wo wir den selbstständigen Mann und den Industriellen verließen; denn mit diesen Worten unterbrach der Erstere die verklärte Verbeugung des Letzteren, als dieser den Namen des Fürsten gehört oder eigentlich den Fürsten erst recht genau angesehen hatte. Man sollte glauben, Anton Quenkel würde nun sofort der Einladung des Fürsten gefolgt sein, aber nein! So sehr es ihn auch dazu drängte: die Pflicht war wichtiger, als das Vergnügen, und eine Pflicht war es ihm, erst in aller Stille die Ideen niederzuschreiben, die ihm zur Anwendung, resp. Verarbeitung des Schnee's aufdämmerten. Er erklärte diese Nothwendigkeit dem Fürsten sehr ernst, jedoch den baldigen Besuch versprechend. Damit war der Fürst auch vorläufig zufrieden, und Quenkel eilte nach Hause, während der Fürst in den Wagen stieg und seiner Besitzung zufuhr.

Der Wagen des selbstständigen Mannes war auch ein Original; er nahm einen außerordentlichen Umfang ein, war rund, und über der Decke erhob sich ein kleiner, rauchender Schornstein. Das Innere bildete ein rundes Boudoir, eingefaßt mit schwellenden Divans, darüber abwechselnd Spiegel, Fenster und Landschaftsbilder; in der Mitte ein

runder beweglicher Tisch mit Büchern, Cigarren, Liqueurfläschchen und Backwerk, einzeln vertheilt in Schubläbchen. In einer Nische ein kleiner Porzellanofen mit allen möglichen Figuren, die sich im Luftzug der Ofenwärme bewegten. Diese Figuren waren dem Fürsten sehr lieb; er hatte sie auch auf allen Oefen seiner Wohnung angebracht. Er liebte es, stets etwas Lebendiges, wenigstens Bewegliches um sich zu haben, und meinte, die Naturkräfte müßten so viel als möglich benützt werden. So wurde denn nun auch die Ofenwärme noch extra zur Betreibung dieser Figuren benützt; so waren in den Park-Anlagen überall Aeolsharfen, Windklappern, Windräder angebracht, um auch den Wind noch extra zu benützen; so trieb bei Regenwetter das aufgefangene Wasser an vielen Stellen Kindermühlen, kleine Schiffchen, füllte Canälchen aus, und der Fürst sann oft darüber nach, wie er auch die Kälte noch so ganz extra anwenden könne. — Die Wohnung des selbstständigen Mannes bestand nur aus einem Stockwerk, war aber von außerordentlicher Länge und Breite. Treppen in einem Hause schienen ihm unnatürlich, wenigstens unpraktisch; wenn man steigen wolle, könne man Berge steigen, meinte er, und dabei allein könne man eine schöne Aussicht wahrhaft genießen. Von seinem

Zimmer aus die Naturschönheiten betrachten zu wollen, sei philisterhaft. Auch erspare ein einstöckiges Haus die Blitzableiter, brenne bei Feuersgefahr nicht so rasch ab, sei wenigstens viel leichter zu retten und lasse jedenfalls eine viel raschere und gefahrlosere Ausräumung zu. Um mit diesen Ansichten auch noch weiter fruchtbar anzuregen, hatte er einer benachbarten armen Dorfgemeinde, die ihn um einen Zuschuß für Erbauung eines neuen Schulgebäudes angesprochen, die alleinige Herstellung desselben zugesagt, wenn er sie nach seinem System unternehmen dürfe. Man hatte ihm das gern bewilligt, und so ließ er denn auch hier ein einstöckiges Gebäude aufführen, nur noch mit dem Unterschied: daß es nicht wie ein erstes Stockwerk, sondern wie ein abgenommenes Dachstockwerk aussah. Das Dach dieses Hauses reichte nach links und rechts bis zum Erdboden. Diese Einrichtung sollte das Schulhaus vor Sturm und Wetter schützen; der Fürst meinte, ein nach allen Seiten freistehendes Haus sei dem Sturm weit mehr ausgesetzt, als das bei einem Schulhaus, resp. bei den zarten Bewohnern desselben der Fall sein dürfe. — Er hatte ferner die Jahreszeiten bedacht; somit ging die eine Fronte des Hauses nach Norden und war in dieser kühlen Richtung für den

Sommer, die andere nach Süden, für den kalten Winter berechnet. Jede Fronte hatte hinreichende Schulzimmer und ihren eigenen Eingang. Mit dem ersten Mai mußte die Südthür ab- und die Nordthür auf-, mit dem ersten October die Nordthür ab- und die Südthür aufgeschlossen werden. Dieselbe Einrichtung hatte der Fürst auch für seine eigene Wohnung, die außerdem noch ein Conglomerat war von allen möglichen Schönheiten, Merkwürdigkeiten und Comforts, die sein Erbauer da und dort gesehen und nun hier angebracht hatte. Neben einem gothischen Rittersaal ein Zimmer im Rococogeschmack; neben einem Bade in römischem Styl ein Saal aus einem maurisch-spanischen Schlosse mit Springbrunnen und Cypressen; neben einem Musik- und Theatersaal in der Einrichtung des griechischen Amphitheaters ein chinesisches Cabinet, natürlich auch ein Bibliotheksaal und ein Gemäldesaal, der sich besonders durch Schlachtstücke auszeichnete; daneben das sogenannte „Handwerkszimmer" mit einer glänzend eleganten Sammlung aller möglichen Handwerkszeuge für dilettirende aristokratische Hände an der Hobelbank, an der Feile u. s. w. Ferner ein Laboratorium, ein Naturaliencabinet, ein Prachtsaal, dann andere Zimmer ohne eigentliche Pracht, aber

mit wahrhaft phantastischem Luxus und Comfort. Dazu aber auch ein Zimmer im allergewöhnlichsten Zuschnitt, mit einem Bette, das eher für einen Büßer als für einen modernen Menschen paßte; eine Art Pritsche mit einem Strohsack darüber und eine Pferdedecke als Ueberlage. Das war die eigentliche Schlafstelle des Fürsten; seine schwellenden, wahrhaft sybaritischen Betten benutzte er nur bei übler Laune, namentlich bei schlechtem Wetter. Noch ein anderes Bette hatte er über der offenen Luke eines Pferdestalles. Darin schlief er jedesmal, wenn er sich unwohl fühlte. Aerzte und Medicin brauchte er nie; er behauptete steif und fest, daß der Stalldunst das beste Heilmittel für jede Krankheit sei. In allen Zimmern, in den Küchen, Kellern und Vorrathskammern, in den Ställen, auf den Speichern waren Klingeln angebracht, die in den Mittelpunkt des Hauses führten, so daß nicht allein der Herr, sondern auch jeder Dienstbote von jedem Orte aus klingeln konnte, wenn ihm irgend etwas passire, er irgendwie der Hülfe bedürftig sei. In dem Lokale, wo die Klingeln zusammentrafen, mußten stets zwei Aufpasser sein. Diese hatten strengsten Befehl, jedem Klingelzeichen sofort nachzukommen, als wenn es vom Herrn selbst ausginge. Dagegen hatten sämmt=

liche Dienstboten versprechen müssen, nie ohne wirkliche Noth zu klingeln; wer dies thue, hieß es, werde sofort entlassen, oder dürfe nie mehr klingeln. — Der Fürst bezweckte dadurch einestheils die nöthige Sicherheit jedes der nach seiner Meinung ihm anvertrauten Geschöpfe; anderntheils die Erweckung eines Corporationsgeistes, einer Art Verbrüderung unter dem Dienstpersonal; ein Jeder sollte sich abhängig vom Anderen fühlen; Keiner solle sich über den Anderen erheben, aber Jeder solle im Anderen seinen Freund und Helfer in der Noth sehen. Unter jeder Klingel der Wohnung war eine verschlossene Sparbüchse angebracht. Sie diente dazu, jeden glücklichen Moment eines Dienstboten zu benützen: den Pensionsfonds für das sämmtliche Dienstpersonal durch einen, wenn auch noch so kleinen Beitrag zu erhöhen. Einen solchen Fonds hatte der Fürst, gerichtlich gesichert, eingerichtet, geltend für ein jedes Mitglied des Dienstpersonals, das drei Jahre lang bei ihm blieb, das heißt, bleiben durfte, worüber einzig dessen gute Aufführung entschied. Jeden Sonntag Morgen wurden sämmtliche Büchsen in Anwesenheit sämmtlicher Dienstboten vor dem Fürsten ausgeleert und ihr Inhalt laut gezählt; der Fürst gab dann eben so viel dazu, als derselbe betrug. Dadurch

sollten die Leute angefeuert werden, recht sparsam zu sein und recht viel in die Büchsen zu werfen, und da der Fürst wußte, wie weit der Weg von einem guten Vorsatz bis zur Ausführung ist, so wollte er dieser Schwäche entgegenkommen, und so brachte er nun überall solche Büchsen an, damit jeder betreffende gute Vorsatz auch sofort an jedem Orte der Wohnung ausgeführt werden könne. Seit dieser Einrichtung wurde zwei- bis dreimal so viel gesammelt als vorher, wo nur eine Büchse im großen Klingellokal angebracht gewesen. — So war der Verbrüderungsgeist seiner Dienstboten noch weit mehr erweckt und befestigt; ein Jeder sah im Andern Denjenigen, von dem er empfange, und dem er gebe; das Gefühl einer sorgenlosen Zukunft machte sie ebenso frei und sicher, als treu, sparsam und ordentlich. Aber auch damit war es dem Fürsten noch nicht genug. Die Leute sollten „sich auch fühlen;" sie sollten wissen, daß ihnen kein Unrecht geschehen dürfe, sollten auch den gewöhnlichen Domestikenklatsch verbannen. Zu diesem Zweck war im Klingellokal ein großes Beschwerdebuch angelegt; Jeder hatte das Recht, seine Beschwerden gegen jeden Anderen, selbst gegen den Herrn, darin niederzulegen; aber stets mit Gründen und Beweisen. Wer Unbe-



gründetes einschrieb, verlor das Recht zu fernerer Beschwerdeführung, und damit nicht jede Kleinigkeit und nicht zu Unbegründetes eingeschrieben werde, war die umgekehrte Einrichtung hinsichts der Sparbüchsen eingeführt. Jede Beschwerde mußte erst beschlafen werden, ehe sie eingetragen werden durfte. Jeden Sonntag Morgen, nach der Ausleerung der Sparbüchsen, wurde das Beschwerdebuch dem Herrn vorgelegt; über die ihn selbst betreffenden Beschwerden wurde von den Anderen abgestimmt, und bei einer Verurtheilung des Angeklagten war derselbe stets bereit, das gethane Unrecht wieder gut zu machen; dies aber nie mit Geld, sondern weit mehr mit liebevollen Worten, Ehrenerklärung und dergleichen. Ueber die Beschwerden des Personals unter sich richtete der Fürst selbst und häufig mit Verurtheilung zu Geldbußen, die dem Pensionsfonds zu Gute kamen. Einen besonderen Theil des Dienstpersonals, ausgeschlossen vom Pensionsfonds und dem Beschwerdebuch, bildete eine Anzahl Knaben und Mädchen von circa zehn bis vierzehn Jahren, die er seine Pagen und Zofen nannte, und die in bunte Livreen gekleidet waren. Es waren die Kinder armer Bauern und Handwerker, die bei ihm bis zu einem gewissen Alter, neben solider Schul-

bildung, Politur und Dressur bekommen und dabei sich entwickeln sollten für das, was sie werden könnten. Aus seiner Zucht kamen dann die Knaben in ein Handwerk oder auch in eine Kunst- oder höhere Lehranstalt, die Mädchen in große Küchen, Wäschereien, auf's Land oder auch in Pensionsanstalten, natürlich alles auf seine Kosten, was namentlich durch das Einschmelzen eines ungeheuren Vorraths von Gold- und Silbergefäßen bestritten wurde. Hatte ein Kind seine Prüfungszeit glücklich überstanden und sich damit Anwartschaft auf fernere Hülfe des Herrn erworben: so wurde irgend eine schwere goldene Schüssel, oder einige massive silberne Kannen vom Fürsten selbst herbeigeholt, zu einem Klumpen gehämmert und dann verkauft. Dabei handelte er gewöhnlich wie ein Krämer und ging oft zu drei bis vier Goldschmieden, um den höchsten Preis herauszuschlagen. Das so gewonnene Geld wurde dann in die Stadtsparkasse gebracht, um Zinsen zu tragen, so lange der Schützling deren benöthigt. Nach und nach war der ganze Gold- und Silberwaarenvorrath des Fürsten erschöpft, so daß im ganzen Hause nicht ein silberner Theelöffel mehr vorhanden war. Nun kamen die Preciosen, die Uhren, die Ringe &c. daran. Mit innigem Wohl-

behagen sah der Fürst, daß dieser Vorrath wohl noch manche Jahre andauern würde. Für die weiteren Kreise seiner Umgebung hatte er eine Gesellschaft für Rath und That gebildet. Ein Bauern- und Handwerkerverein, der eine Sparkasse unter sich gebildet für besondere Unglücksfälle, jeden Prozeß verschworen und jede Streitigkeit unter sich selbst schlichtete. Der Fürst stand diesem Verein vor, gab auch dieser Sparkasse im Verhältniß zu dem, was die Mitglieder beisteuerten, und schlichtete manchen Streit durch manches Kreuzdonnerwetter, in äußersten Fällen durch eine resolute Ohrfeige, die dann in der That auch den hartnäckigsten Widersacher zum Nachgeben brachte. Neben solchen „Marotten" dürfte vielleicht eine andere Sonderlingslaune wenigstens nicht zum Spott herausfordern. Sein Wintergarten bestand nämlich aus einem sehr langen und breiten Saal, in der Mitte des Parkes, ganz mit Milchglas umzogen und mit dem schönsten Spiegelglas überdeckt. Er enthielt kein Treibhaus, keine künstlich hervorgebrachten, sondern nur gemalte Blumen, Früchte, Gewächse, Bäume, gläserne Cascaden, Quellen, pappdeckelne Felsen u. a. In diesem Wintergarten brachte er manche Winterstunde zu. An jedem nur etwas hellen Tage wurde die

Glasdecke durch einen Mechanismus auseinandergeschoben, und dann (bei wohl verschossenen Thüren) spazierte er beinah im Naturzustand im Saal umher; er nannte das „ein Luftbad nehmen" oder auch „zur See gehen." Mit dem ersten Frühlingstag wurde dieser Saal geschlossen und blieb geschlossen bis zum ersten November. Während dieser Zeit wäre es ihm ein Verbrechen gegen die Natur gewesen, den Saal zu betreten; er war dann fast immer im Freien, besonders viel auf den Bergen. Dort erschien er nie anders, als mit drei bis fünf verschieden gestellten Perspectiven behangen, damit er bei jeder andern Fernsicht das Perspectiv nicht erst zu stellen brauchte. Am ersten Frühlingstage zog er eine dünnere Kleidung an, von vierzehn zu vierzehn Tagen eine noch dünnere, bis zuletzt der eigentliche Sommeranzug kam: zeisiggrüner Ueberwurf, zeisiggrünes weites Beinkleid, und für die heißesten Tage auch zeisiggrüne Mütze (mit dem bewußten Röhrchen) vom dünnsten Leinenzeug. Die grüne Farbe, meinte er, breche am leichtesten die Macht der Sonnenstrahlen. In den Hundstagen contrastirte dieser leichte grüne Anzug sehr grell mit den höchst merkwürdigen Stiefeln von Eisenblech, als Schutz gegen tolle Hunde. Sobald diese gefährlichen Tage —

genau nach dem Kalender berechnet, — vorüber waren, wurden die leichten Sommerschuhe wieder angezogen. Zum Herbst und Winter hin kamen dann wieder in aufsteigender Linie die wärmeren Kleider, bis hinauf zum einwärts gekehrten Pelzburnus, worin wir den Fürsten zum ersten Male gesehen. — Mochten nun auch in der Periode der leichteren Kleidung die kältesten, in der Periode der schweren die wärmsten Tage kommen, so war ihm das einerlei. Die periodische Kleidung wurde festgehalten, trotz Kälte oder Schweiß. Er meinte, man müsse der Natur nicht zu viel nachgeben. — Im Hause trug er Sommers und Winters einen der langen, weiten Röcke, wie ihn die reichen polnischen Juden tragen.

Als der Fürst nach dem glücklichen Zusammentreffen mit dem Industriellen nach Hause kam, gab er Befehl, sofort das Handwerkszimmer zum Wohnen und Schlafen einzurichten. Jedem seiner originellen Gäste hatte er eine für denselben passende Wohnung angewiesen, und das Handwerkszimmer schien ihm das passendste für den neuen Zuwachs seines Musenhofs. Schon nach wenigen Stunden erschien Anton Quenkel, der Industrielle, in dem Hause des Fürsten. Laut Befehl wies man ihn

sofort in ein Cabinet. Er trat ein, hörte die kräftige Stimme des Fürsten ihm „guten Tag" zurufen, konnte aber Niemand sehen; sah sich scheu nach allen Seiten um, guckte endlich auch in die Höhe und erblickte den Fürsten oben an der Decke auf einem langen hölzernen Kasten sitzend, der nur mit einer leichten Decke überzogen war. Bruder Anton sah verblüfft den Fürsten an, Dieser lachte und rief hinunter: „Sie wundern Sich auch wohl über meinen praktischen Einfall, die Zimmerwärme aus erster Hand zu benützen?!" — Das Gesicht Quenkels verklärte sich: es wurde ihm ja auf einmal bewußt, daß die leichte warme Luft nach oben steigt und also an der Decke die angenehmste Wärme herrscht; es kam ihm auf einmal die Idee, die praktische Situation des Fürsten auf Armenhäuser, Schulzimmer u. s. w. anzuwenden, dort die Schlafstellen, die Schulbänke an der Decke anzubringen, die Armen und Schüler viel wärmer zu halten und dabei noch bedeutend an Feuerung zu sparen. — Aus der Vertiefung in diese Idee riß ihn der Zuruf des Fürsten: „Nun kommen Sie herauf, wir haben Beide Platz hier oben!" Quenkel wollte diesem Zuruf sogleich Folge leisten, aber er wußte nicht wie. Es führte keine Treppe zu dem merkwürdigen Sitze. „Ah so, das hatte ich vergessen!"

rief jetzt der Fürst, drückte an einer Feder und aus dem Sitze klappte eine feine Stahltreppe hinunter bis auf den Boden. „Sehen Sie," — so begleitete der Fürst diese Procedur, — „ich wohne hier so abgelegen; man weiß, daß ich Geld habe, da könnte ich wohl einmal überfallen werden; so aber bin ich sicher. Dann ist mir es auch manchmal ein angenehmes Gefühl, mich so abgeschnitten zu wissen von den Menschen, von der ganzen Welt, und so recht behaglich allein darüber wegschauen zu können."

Quenkels verklärtes Gesicht wurde noch verklärter. Es stand ihm im Augenblick eine solche Einrichtung für öffentliche Sitzungen der Gemeinderäthe, der Landstände, der Gerichte u. s. w. vor Augen; darnach waren dieselben stets gesichert vor etwaigen rohen Ausbrüchen des Volksunwillens bei Verhandlungen und Beschlußnahmen über mißliebige Gegenstände. Quenkel sah sich im Geist schon patentirt auf eine solche Einrichtung, und das Bild der an der Decke schwebenden, von der gewöhnlichen Masse abgeschnittenen Volks- und Justizvertreter hatte etwas Ehrwürdiges für ihn. — Rasch eilte er nun die Treppe hinauf, blieb aber auf einer der letzten Stufen stehen, verdutzt das merkwürdige Möbel betrachtend, auf welchem der Fürst saß. —

„Das ist mein Sarg," erklärte Dieser, „es ist gut, daß man sich zeitig und oft an dieses letzte Möbelstück erinnert, und wenn ich es auch nicht machen will wie Kaiser Karl V., der darin schlief, so will ich mich wenigstens darauf setzen. So lange ich noch nicht darin liege, liegt meine Treppe darin; nun setzen Sie Sich."

Quenkel that es, nicht ohne einen kleinen Schauder, nicht ohne sich vorher ein paarmal umzudrehen und leise mit der Hand über den leeren Platz hinzustreichen, als wolle er sich erst daran gewöhnen. Im Augenblick, wo er sich setzte, drückte der Fürst an einer anderen Feder: die Treppe klappte in die Höhe und legte sich in die Oeffnung des umgekehrten und deckellosen Sarges. — Quenkel staunte sprachlos diesen außerordentlichen Mechanismus an und beschloß: nicht, ihn zu untersuchen, sondern so lange darüber nachzudenken, bis er ihn selbst gefunden habe. — „Sie werden noch kalt sein," meinte jetzt der Fürst, „genießen Sie etwas zur Erwärmung!" Und er öffnete einen geheimen Wandschrank, darin eine Blechbüchse, nahm daraus eine zweite Büchse, dazu einen Löffel und präsentirte dem erstaunten Industriellen Vanille-Eis. Quenkel wußte nicht, was er sagen sollte. Höchst verlegen nahm er

das Dargebotene an, aber ohne es zu berühren. „Das ist die beste Erwärmung, die man haben kann, lieber Freund," sagte der Fürst, „wie man sich am Sommer am besten kühlt durch heißen Punsch." — Quenkel sah ihn fragend an; eine neue Idee dämmerte von ferne in ihm auf. Der Fürst sprach weiter: „Kälte und Hitze fühlt der Mensch nur dann, wenn seine innere Temperatur nicht im Gleichgewicht steht mit seiner äußeren. Ist die letztere kalt, so muß auch die erstere kalt gemacht werden, und dies geschieht am besten und angenehmsten durch Eis. Und umgekehrt: der Punsch muß die innere Temperatur gleichstellen mit einer heißen äußeren Temperatur. — Nicht wahr?"

Quenkel überhörte diese Frage; er hatte auch die Anwendung des Punsches überhört; seine eben noch fern dämmernde Idee war ihm näher gerückt: die Ansicht des Fürsten wegen Erwärmung durch Eis hatte sich in Rapport gesetzt mit seinem Studium über Anwendung des Schnee's. „Halt," dachte er, „damit wäre ja auch eine wichtige Frage gelöst! Durch Verzehrung von Schnee könnte Feuerung erspart werden!" Er dachte so tief darüber nach, daß er das Eisbüchschen noch immer unberührt in der Hand hielt. Der Fürst glaubte, Quenkel möge

das Eis nicht; und viel zu human, Andern seine Meinungen und Gebräuche aufdringen zu wollen, nahm er dem nachdenkenden Quenkel das Gefäß rasch aus der Hand und rief: „Jeder nach seinem Geschmack! Statt des Kalten lieber etwas Warmes, Chokolade!" Dieses Wort brachte Quenkel aus seinem Nachdenken; Chokolade war ihm das liebste Getränk auf der Erde, und er sah schon im Geiste den göttlichen Trank dampfend vor sich, als der Fürst ihn mit den Worten überraschte: „Voilà, mon cher!" Er hatte aus dem Wandschrank zwei Chokoladentafeln genommen, wovon er seinem Freunde die eine anbot. Quenkel nahm sie verdutzt an und betrachtete sie wie ein seltenes Reptil oder Gewächs. „Ei, Sie scheinen noch gar nicht zu wissen, wie man die Chokolade am naturgemäßesten genießt!" sprach der Fürst lachend, biß die Tafel an und fuhr fort: „das ist ja Unsinn, die Chokolade mit dem langweiligen Wasser oder der noch langweiligeren Milch zu verdünnen. Ebenso ist es mit dem Kaffee. Man muß die gebrannten Bohnen essen, wenn man ihn recht genießen will. Beim Kochen verflüchtigt sich sein feinstes Arom. Jeden Morgen und Nachmittag genieße ich circa fünfzig Bohnen und habe gewiß den stärksten Kaffee, den irgend Jemand trinkt.

Man braucht dabei auch nicht zu sitzen, wird nicht verführt, die langweiligen Zeitungen zu lesen; Beides ist sehr viel werth!"

Während dieser Auseinandersetzung hatte Quenkel schon gerechnet, wie viel an Zeit, an Feuer, an Wasser und Milch für den Staat gespart werde, wenn alle Einwohner Deutschlands die Gewohnheit des Fürsten annehmen würden, sich mit eigenen Mitteln und zwischen den eigenen Zähnen den Kaffee zu mahlen und zu kochen. Quenkel bekam schon im ersten Ueberschlag eine ungeheure Summe heraus, die sich nach seiner Meinung sehr glücklich für große Industriezwecke verwenden lassen müßte. Er legte diesen Plan dem Fürsten auch sogleich vor. Dieser lächelte darüber innerlich und wurde immer glücklicher darüber, ein Prachtexemplar von Original seinem Musenhof gewonnen zu haben. „Wir werden diese und überhaupt mehrere Ihrer Ideen recht sorgsam mit einander prüfen, und deshalb ist es nöthig, daß Sie eine Zeitlang ganz bei mir wohnen. Außerdem haben wir auch noch den Beistand eines Gelehrten nöthig, und deshalb ersuche ich auch Ihren Herrn Bruder um einige Zeit seines Besuches bei mir. Ich werde Ihnen Ihre Wohnung zeigen, und es soll mich sehr freuen, wenn Sie schon morgen bei

mir einziehen.“ Diese Rede des Fürsten versetzte Quenkel in namenloses Entzücken, und als er nun erst das für ihn bestimmte Handwerkszimmer, als er die für Bruder Johannes bestimmte Bibliothek sah, da kannte seine Seligkeit keine Grenzen, und mit feuchten Augen seufzte er: „O, wenn das doch die Male wüßte!“

„Also bis auf morgen! dann werden Sie auch meine anderen Gäste kennen lernen.“ Mit diesen Worten reichte ihm der Fürst die Hand, und während Quenkel in einer für ihn und Bruder Johannes bestellten Equipage des Fürsten davon fuhr, machte Dieser einen Rundbesuch bei allen seinen Gästen, die wir nun in raschem Vorübergehen kennen lernen wollen.

Wir betreten zuerst den Rittersaal. Zwischen Rüstungen aller Art sitzt ein kurzer, stämmiger Mann, dessen Anzug halb an einen Bereiter, halb an einen Förster erinnert. Ueber weißgelben Lederhosen große, steife Kniestiefel mit Sporen und ein knapper, grüner Rock in altdeutscher Form; um die Hüfte ein massiver Ledergürtel mit Hirschfänger, darüber Stulphandschuhe, um den Hals ein kurzer, umgeschlagener Hemdkragen; auf dem schwarzen, buschigen Haar ein grüner Jagdhut mit einer

Gemsfeder; im braunen, sonnverbrannten, „deftig-trotzigen" Gesicht ein langer, schwarzer Schnurrbart und Henri quatre. Er hat große Folianten und dicke Manuskripte vor sich und ist eifrig mit Schreiben beschäftigt. Dieser Mann ist Herr Knipperling, früher Dorfschullehrer; jetzt unter dem Titel Major domus ständiger Gast des Fürsten. — Er ist der Verfasser unzähliger, aber noch ungedruckter Ritterromane und im Augenblick wieder mit einem neuen großen Werke aus den Zeiten des Vehmgerichts beschäftigt. Er hat diesen Cultus stets mit einer wahrhaft andachtsvollen Andacht gepflegt. Er hat sich ihm hingegeben mit Leib und Seele. Er hat seine Schüler darin und daran erzogen; er hat geglaubt, in der Entwickelung ritterlicher Gefühle ein neues, starkes Geschlecht erziehen zu können, und als man ihn absetzte, fühlte er sich als Märtyrer einer neuen Zukunft. Er hat gedarbt, gefroren, gelitten, wie nur ein armer Mensch darben, frieren und leiden kann. Aber er ist stets ein Ehrenmann gewesen, durch und durch, fest und stolz, begeistert und andachtsvoll seinem Berufe obliegend. Don Quixote (mit dem man ihn oft in gewisser Hinsicht vergleichen wollte) war ihm verhaßt. Er meinte, dieser Mann habe alle ritterlichen Bestrebungen,

namentlich die „Ritterliteratur" bis auf undenkliche Zeiten hin zu Grunde gerichtet, und es sei eine Riesenarbeit, ihr nach und nach wieder Reputation zu verschaffen. Er wollte durchaus nicht das eigentliche Ritterthum wieder eingeführt haben, was, wie er sich ausdrückte, „das Verbrecherische" an Don Quixote gewesen sei, bewahre! er wollte nur den ritterlichen Geist jener Zeiten durch Lehre, Bild und Beispiel in moderner Form wieder erweckt sehen und dazu durch seine Romane beitragen. Schullehrer Knipperling, in einem Staate wohnend, wo man mittelalterliche Bestrebungen zu schätzen weiß, war so lange als möglich in seinem Amte „belassen" worden; zuletzt aber ging das mit dem besten Willen nicht mehr, und namentlich war es die Gemeinde, die weit mehr als das Consistorium sich gegen ihn erklärte. Einestheils, weil der Schulmeister eine Repetiruhr (das Geschenk eines mittelalterlich gesinnten Landraths, dem er eine Rittergeschichte gewidmet hatte) bei sich trug, die die Schüler zu der Meinung veranlaßte, der Herr Schullehrer hätte einen Glockenthurm in der Weste. Diese Uhr erregte stets auf's neue die Aufmerksamkeit der Kinder, ja sogar oft die Furcht vieler Bauern; bei feierlichen Handlungen zumal erschien sie den Bauern störend und

überhaupt zu absonderlich. Zweitens und hauptsächlich deshalb, weil er in der Schule den Stock, überhaupt das Prügeln, Knuffen und Puffen abgeschafft hatte. Knipperling wollte nämlich vor allen Dingen das Ehrgefühl seiner Schüler erwecken, als das nothwendigste Requisit ritterlicher Gesinnung. Seine Hauptstrafe bestand darin, daß er einen strafwürdigen Schüler vermittelst eines um den Leib geschnallten Ledergürtels an die Wand hing, und zwar bei geringeren Vergehen mit dem Gesicht der Wand zu, bei größeren der Schule zu; in ganz besonderen Fällen mußten die Schüler bei dem Aufgehängten vorbeimarschiren und ihn aushöhnen. Als Mittel, die Aufmerksamkeit der Schüler auf sich hin und von Spielereien abzulenken, diente ihm ein dickes Paquet kleiner, schmaler Hölzchen, das er stets mit in die Schule brachte und von seinem Lehrstuhl aus dahin benützte, daß er eines der Hölzchen nahm, einen Augenblick zielte und es dann mit ungemeiner Geschicklichkeit dem unaufmerksamen Schüler gerade auf die Nasenspitze warf. Nach Beendigung der Schule mußten die Kinder die Hölzchen sammeln und sie dem Lehrer zurückgeben. Noch eine andere Strafe war, daß besonders hartnäckige Schüler den Vorlesungen seiner Ritterromane nicht beiwohnen

durften; das war für Alle die empfindlichste. — Den Bauern aber waren solche Strafen mehr als Gotteslästerung, und daß die unter Knipperling heranwachsende Jugend eine ganz heillose Brut geworden, schrieben sie einzig und allein der Abschaffung der Prügel und dem erweckten Ehrgefühl zu. Kurz, er wurde abgesetzt, und es war ein großes Glück für ihn, dem auf einer Entdeckungsreise nach Originalen begriffenen Fürsten bekannt und, wie wir wissen, so freundlich von ihm aufgenommen zu werden. — Er war jetzt emsig beschäftigt, seine „gesammelten Werke“ zu ordnen und für den Druck vorzubereiten.

Wir wollen ihn darin nicht stören, sondern weiter gehen zum maurisch-spanischen Saal. Ein großer, schlanker, glatter Mann, schon mit grauen Haaren, in der Kleidung eines Landpfarrers, schreitet, wir möchten sagen, mit lustiger Würde, um das Bassin herum. Wir können kein anderes Wort finden für den merkwürdigen Ausdruck in der Haltung, im Gesicht, im Wesen dieses Mannes. Ein kecker, übermüthiger Humor, sprudelnde Laune, sogar eine Art liebenswürdiger Frivolität sind hier seltsam gemischt mit einer gewissen pastörlichen Ehrbarkeit und deutsch-gelehrten Zopfwürde. Dieser

Mann war bis vor Kurzem Chausseegeldempfänger im G—schen Lande, vorher Castellan auf einem alten Schloß und früher, als in seinem eigentlichen Beruf, Dorfpfarrer gewesen. Die Kleidung dieses Berufs hat er durch alle Stadien seines Lebens beibehalten, und man kann ihm noch immer keine größere Freude machen, als wenn man ihn, wie früher, „Herr Pfarrer" nennt. — Herr Pfarrer Kulemann war wohl der lustigste Pfarrer gewesen, der jemals gepredigt hat; aber er war stets nur lustig „im classischen Geiste," wie er sagte. Die Poesie des Weins und der Liebe, die Literatur der Satyre und des Humors waren seine Hauptstudien; aber nur in griechischem und römischem Gewande. Er las fast nichts anderes als Anakreon und Aristophanes, Juvenal, Lucrez, Tibull, Ovid und Horaz. Er kannte diese Schriftsteller fast auswendig, und oft bewegte er sogar seine benachbarten Amtsbrüder (wenn auch nur durch Aussicht auf eine gute Kost und guten Wein), in seiner Behausung manche Lustspiele des Plautus und Terenz aufzuführen. Die Schullehrer mußten helfen; entweder indem man ihnen die lateinischen Reden so lange vorsprach, bis sie dieselben auswendig hersagen konnten, oder als stumme Personen. Es waren das jedenfalls die merkwürdigsten dra=

matischen Vorstellungen, die jemals auf Gottes Erdboden aufgeführt sind. Pfarrer Kulemann erfüllte dabei indessen redlich seine Berufspflichten; nur daß es ihm oft einfiel, eine Kindtaufe in Schlafrock, Pantoffeln und Pfeife im Munde zu vollziehen, wofür sich die Bauern dadurch rächten, daß sie ihm als Beichtgeld Knöpfe hinlegten. Auch passirte es ihm, auf der Kanzel mehr lateinisch als deutsch zu sprechen; bei Copulationen Stellen der erotischen classischen Literatur zu citiren, die glücklicher Weise selten Jemand verstand; sogar bei Leichenreden auf die ungeheure Heiterkeit berühmter griechischer und römischer Männer und Frauen bei großen Leiden und Schmerzen hinzuweisen und ein Glas guten Weines als Trost zu empfehlen. — Unser Pfarrer hatte die Ansicht, man könne auch durch Lustigkeit die Leute gottselig machen, und in vertrautem Kreise behauptete er, daß der liebe Gott doch eigentlich wohl ein recht lustiger Herr sein müsse, da er eine so schöne und lustige Welt erschaffen habe. — Es war ihm sogar geschehen, daß er bei einem Examen den schönen Spruch: „Morgenstunde hat Gold im Munde; Müssiggang aller Laster Anfang," auf folgende Weise umschrieben recitirte: „Müssiggang hat Gold im Munde, Morgenstunde aller Laster Anfang."

Man kann sich denken, daß ein so lustiger Pfarrer, der noch dazu, wie man sagte, „so tief im Heidenthum stecke," ein rechtes Aergerniß für ein echt christliches Ober- und Unter-Consistorium war, und um die Sache kurz zu machen: Pfarrer Kulemann wurde entlassen und als Castellan eines alten Schlosses angestellt. Er ergab sich darein mit stillem Humor, wenn auch für einige Zeit seine gute Laune verschwand. Er war indessen ein Mensch, der nicht ohne Menschen sein konnte, namentlich nicht ohne Menschen, mit denen er lateinisch sprechen könne. Er besuchte deshalb alle Pfarrer in einem ziemlich weit gezogenen Umkreis seines Schlosses; suchte sich die fidelen davon heraus und fand denn auch Einige, die sich selig fühlten, manchmal so recht ungestört und unbeobachtet die Pfarrerwürde von sich abstreifen und „Mensch mit Menschen" sein zu dürfen. So wurde denn nun an manchem Abend die Stille des alten Schlosses durch helles Gläserklingen, Rundgesang und volles Lachen belebt; die Herren Pfarrer fühlten sich bei dem weiland Amtsbruder immer glücklicher, und immer größer wurde der ehrwürdig-lustige Kreis; zum Wehklagen und Entsetzen viel ehrbarer Pfarrers-Frauen, die da glaubten, der leibhaftige Satan sei unter ihre Männer gefahren.

Schon hatte man beim Consistorium Witterung von diesen „priesterlichen Orgien" bekommen und darauf gedacht, den gefährlichen, verführerischen Kulemann zu entfernen. Nun geschah es sogar, daß ein Mitglied jenes lustigen Kreises eines Nachts, etwas benebelt, anstatt links den Berg hinunter in sein Dorf, rechts hinunter in einen Schilfgrund gerieth, der schon seit einiger Zeit sehr bestohlen worden und deßhalb von den Bauern bewacht wurde. So geschah's, daß der Pfarrer plötzlich gefangen genommen und als Schilfdieb vor den Schultheißen des fremden Dorfes gebracht wurde. Nun geschah es ferner, daß zwei andere Mitglieder gleichfalls benebelt vom Schlosse weggingen, und Jeder in das Dorf gerieth, das er noch vor Kurzem bewohnt und mit der Pfarre des Herrn Amtsbruders vertauscht hatte, daß er demgemäß eintrat zur Ehehälfte dieses seines Herrn Amtsbruders, und beide Ehehälften in wahrhaft fanatische Wuth geriethen über diese Kreuzung der Racen. — Wo sich die Frauen in's Mittel legen, wird stets Etwas durchgesetzt, und so wurde nun auch rasch jener Plan ausgeführt, und Kulemann recht fern und einsam als Chausseegeld-Empfänger angestellt. — Als er hier eines Tages dem vorbeifahrenden Fürsten den Empfangsbeutel

und Zettel mit einem Horazischen Spruch entgegenhielt, wurde der Fürst aufmerksam auf ihn, knüpfte ein Gespräch mit ihm an und war glücklich, solch' Prachtexemplar eines Originals gefunden zu haben. Er lud ihn zu sich ein, als „Vorleser für römische und griechische Poesie," und es läßt sich denken, daß der lustige Pfarrer diese Einladung freudig annahm.

Ein anderes Original hatte der Fürst der Kapelle eines kleinen, sächsischen Fürsten entführt und es als seinen „Generalmusikdirector" im großen Musik- und Theatersaal einquartirt. — Er war ein großer, starker, aber etwas schiefbeiniger, im Rücken etwas gebogener Mann, militärisch gekleidet, stets eifrig und doch vergeblich bemüht, seinem guten, bescheidenen Gesicht einen militärischen Ausdruck zu geben. Dieses militärische Bestreben war begründet in einer großen Leidenschaft, die er für Musik gefaßt hatte, aber nicht für die Musik, die er machen mußte, die ihm sein Brot, seine Stellung gab, sondern für Militärmusik. Dieser war sein ganzes Wesen, sein ganzes Dasein gewidmet. Von einer allgemeinen und ausschließlichen Pflege der Militärmusik versprach er sich die Heranbildung eines neuen, viel nobleren Geschlechtes, und es schien ihm sogar in Beziehung auf sich selbst möglich, dadurch noch ein-

mal Kriegsminister werden zu können. Er forderte außerordentlich viel vom ächten Militärcomponisten, die weiteste Bildung, die mannigfachsten Kenntnisse; nicht allein der Bildung selbst wegen, sondern hauptsächlich um dadurch tüchtig genug zu werden, in den militärischen Compositionen recht charakteristische Nuancirungen und Feinheiten anbringen zu können. Zu diesem Zwecke hatte er sich für seinen Lebenslauf folgenden Stundenplan gemacht und selbigen an seine Thür befestigt.

6—8 Uhr. Militärische Uebungen. Diese bestanden hauptsächlich in mächtigen, „schulgerechten" Hieben mit einem alten Säbel auf eine gesprungene Pfanne; in Schießübungen aus einem alten Pistol nach einem gewaltigen Düngerhaufen; in Schildwachtstehen, indem er mit dieser Pistole, geschultert wie ein Gewehr, vor einer Schenne auf- und abspazierte.

8—10. Diplomatie und Praxis. In diesen Stunden setzte er Briefe, Vorstellungen, Pläne aller Art auf; für sich, für das Ministerium, für den Fürsten, worin er seine Ansichten über Militärmusik, über den militärischen Zustand des Landes und Entwürfe zur Gründung eines Kriegsministeriums rc. niederlegte.

10—1. Das Geschäft. Hierunter verstand er die Orchesterproben, von denen er sehr niedrig dachte.

1—2. Die Materie. Hierunter verstand er das Mittagessen, wovon er — als rein materiell — noch niedriger als von den Orchesterproben dachte.

2—3. Turnen. Dabei war der Mittagsschlaf mitgerechnet, den er auch als eine körperliche Uebung betrachtete.

3—5. Kriegslist. Bei diesen Stunden schloß er sich stets behutsam ein, und Niemand hat es bis jetzt erfahren können, worin eigentlich diese Studien bestanden.

5—7. Componiren.

7—10. Der Plebs gewidmet. Er verstand darunter entweder „die Plebs im Theater," der er an drei Abenden der Woche „was vorspielen" mußte, oder „die Plebejer im Wirthshaus," die er die übrigen Abende mit seiner Gegenwart und einer langen Pfeife beehrte, um dort, wie er sich ausdrückte, „pädagogische Ketzereien" mit anzuhören.

Diesem Stundenplan kam er Tag für Tag mit eiserner Consequenz nach; in stolzem Schweigen das Lachen und Spötteln seiner Umgebung und seiner Collegen hinnehmend. Im Uebrigen war er ein ganz gescheidter Mann, ein sehr tüchtiges und nie

fehlendes Orchestermitglied, ein gutmüthiger und streng redlicher Mann. — Der vom Fürsten ihm angebotene Titel als sein Generalmusikdirector, das Versprechen auf eine diesem Titel angemessene Uniform und die Aussicht, statt dem „Geschäft" und „der Plebs" nun ganz und gar seinen Studien und seiner Militärmusik angehören zu dürfen, hatte ihn stolz und selig dem Fürsten folgen lassen. Er wollte nun „eine große Militäroper" componiren und darin ganz genau durch die Musik darstellen: ob Grenadiere oder Füseliere vorbeimarschiren, ob Husaren oder Dragoner herangesprengt kommen und dergleichen Sublimitäten mehr. Einem Collegen von ihm war es ja gelungen, in einer Oper: „das Gespenst in der Lohmühle," musikalisch anzudeuten, daß diese Mühle keine oberschlächtige, sondern eine unterschlächtige gewesen sei; mithin konnten ihm auch wohl jene Andeutungen gelingen!

Der Fürst war glücklich gewesen auf seiner Rundreise nach Originalen. So hatte er in einer kleinen Residenz Mitteldeutschlands einen Mann gefunden, zu sich eingeladen zum Besuch und ihm das Naturaliencabinet zur Wohnung angewiesen, einen Mann, der sich sehr gern „Herr Professor," eben so gern „Herr Hauptmann" tituliren hörte,

hauptsächlich aber auf den Namen eines Schrift-
stellers Anspruch machte und sich mit großer Leiden-
schaft der Naturwissenschaft widmete. Es war ein
kleiner, untersetzter Mann mit schmalen, langgeschlitz-
ten, wasserblauen Augen, einem röthlichen Gesicht
und einer schneeweißen Stumpfnase, einem starken,
eckigen Kopf mit einer flachsfarbenen Perrücke, Jahr
aus Jahr ein bekleidet mit einem langen, weiten,
senffarbigen Rock. Er sprach stets sehr leise, seinen
Mund dem Zuhörer fast an's Ohr legend. Dabei
experimentirte er stets mit dem Daumen der linken
Hand, während die übrigen Finger zusammengedrückt
waren. Auf der Straße trug er weiße baumwollene
Handschuhe und ging nie gerade aus, sondern stets
zickzack oder in halben Bogen. Er war ursprünglich
Schreiblehrer gewesen in einem großen Privat-
Institut für Knaben und hörte sich nun von dieser
Stelle her gar zu gern „Herr Professor" nennen.
Er hatte die feste Ueberzeugung, daß das berühmte
Institut seinen Ruf ihm mit verdanke, und daß seine
dort angewendeten Linienhefte für den ersten Schreib-
unterricht in's Französische übersetzt seien. Aus die-
ser Zeit her stammte eigentlich seine Leidenschaft
für Naturwissenschaft. Denn es war ihm dort das
merkwürdige Ereigniß begegnet, daß er in seiner

Kanarienhecke ein Paar röthlich gefleckte Exemplare bekommen hatte. Ueber dieses wunderbare Naturspiel hatte er lange Zeit gegrübelt und war zuletzt zu der Frage gekommen: ob sich etwa nicht gar ein Paar Kanarienmütter an den rothen Jacken versehen hätten, die die Schüler jenes Instituts damals trugen? Von dieser Zeit an beschloß er die Natur in ihren geheimsten Beziehungen kennen zu lernen und später seine Erfahrungen niederzuschreiben. Um dies der Natur am nächsten und am ungestörtesten thun zu können, zog er sich nach längerer Lehrerzeit mit einem kleinen Vermögen und einer kleinen Pension in ein benachbartes Dorf zurück, wo man ihn zum Commandeur der aus 18 Mann bestehenden Bürgerwehr erwählte. Aus dieser Zeit legte er sich den Namen „Hauptmann" bei; er schmunzelte innerlich, wenn man glaubte, er sei wirklicher Militär gewesen. Zuletzt glaubte er das oft selbst, „Hauptmann bei den Uhlanen," meinte er dann; bis ihm einst ein wirklicher Militär sagte: „Bei den Uhlanen hat man keine Hauptleute, sondern Rittmeister." — Von dieser Zeit an hatte er einen stillen Haß gegen die Reiterei. — Nach Auflösung der ihm anvertraut gewesenen Bürgerwehr war Hauptmann Sperzing in die nahe Residenz gezogen, um hier

seine während jener Zeit gesammelten Erfahrungen aus dem Naturleben in Werken niederzulegen und dabei den Umgang anderer Naturforscher genießen und die Naturaliensammlung daselbst benutzen zu können. — Sein erstes Werk behandelte „die Schwalbe, wie sie ist.“ Die Schwalbe war ihm als ein sehr merkwürdiges Thier erschienen; er glaubte jedoch, daß sie in Deutschland überwintere. Sein Werkchen war in Fragen und Antworten geschrieben; die Fragen stellte ein wißbegieriger Jünger der Naturwissenschaft, die Antworten gab die humane Schwalbe selbst. Damit brach er, wie er *glaubte*, von vornherein der Kritik die Spitze ab, denn es konnte doch Niemand richtigere Auskunft über das Wesen der Schwalbe geben, als diese selbst. Sein zweites Werk war „eine Monographie des Hamsters.“ Der Hamster war ihm eines der seltsamsten Geschöpfe der bewohnten Erde, und er glaubte zuerst die Entdeckung gemacht zu haben, daß der Hamster eigentlich eine sehr bissige Kröte sei. Die erste Hälfte seines Werkes bestand aus den Beweisen, daß der Hamster nicht allein sehr gerne beiße, sondern auch wirklich beißen könne. Er beschloß mit diesem Werke und einem lebendigen Hamster zur nächsten Naturforscherversammlung zu reisen,

derselben sein Werk vorzulesen, und wenn man seinen Darlegungen keinen Glauben schenken wolle, sofort thatsächliche Experimente mit dem Hamster anzustellen. Er hatte noch manche andere Werke vor, namentlich über die Fischotter und den Salamander; er war unermüdlich, die Natur dieser Geschöpfe kennen zu lernen, aber lebendig konnte er sie nicht erwischen. Da erschien ihm der Fürst wie ein Engel in der Noth. Der Fürst hatte wirklich lebendige Fischottern und Salamander und machte sich ein Vergnügen daraus, dem strebsamen Naturforscher dieselben zur Disposition zu stellen; das heißt nur in seiner eigenen Wohnung. Hauptmann Sterzing nahm dies natürlich mit Freuden an, und nun sogar wohnend in einem Naturaliencabinet, ging ihm ein neues seliges Leben auf.

Noch weit mehr als Hauptmann Sterzing zum Naturaliencabinet, paßte der Kupferstecher Seßlein aus N. zu der ihm angewiesenen Wohnung des Rococozimmers. Das ganze Wesen des großen, geraden, steifen und geschraubten Kupferstechers mit seinem großen, geraden, steifen und geschraubten Angesicht war durch und durch Rococo. Man sah ihn fast nur in Gesellschaft und in der Kirche, denn zu Hause und namentlich in seinem „Atelier“ ließ

er sich nicht sehen; auf der Straße saß er nur in verschlossenem Wagen oder in einer Sänfte. In seinem Haus- und Arbeitsanzug kam er sich nicht *imponirend* genug vor. Man sollte ihn nur im Glanz sehen, und so sah man ihn denn kaum anders als in schwarzem Frack, langer, gestickter Weste, schwarzseidenen Kniehosen und Strümpfen, Schuhen mit goldenen Schnällchen, weißen Handschuhen, weißer Halsbinde mit Jabot, gepudertem Haar mit Claque, und bei ganz besonderen Feierlichkeiten mit einem Degen an der Seite. Einen großen Knopfstock in der rechten, Schnupftabaksdose in der linken Hand, erschien er stets feierlich wichtig, mit halbzugekniffenen Augen, jedes Wort scharf und langsam betonend, mit würdevoller Arm- und Fingerbiegung eine Prise nehmend. Auch das Unbedeutendste that er mit Ernst und Würde; er lachte nie; er machte nie einen Witz, noch weniger eine Frivolität; er erzählte nie eine Anekdote. Er begegnete dem weiblichen Geschlecht mit wahrhaft fabelhafter Ehrfurcht und behauptete in seinem fünfzigsten Jahre *mit niedergeschlagenen Augen* und unendlicher Feierlichkeit, daß er noch nie ein Frauenzimmer geküßt habe. Er war ein sehr tüchtiger Kupferstecher, mit wahrhaft künstlerischem Geschmack, mit vollendeter Technik

und vielen Kenntnissen. Andere Künste existirten für ihn nicht, sie waren nach seiner Meinung sämmtlich untergeordnet der Kupferstecherkunst. — Er hatte nach seiner Meinung stets recht; es konnte das durchaus keinem Zweifel unterliegen, und er widersprach stets nur einmal und nie wieder; dann lächelte er nur noch, und er lächelte mit den kleinen, weißen, falschen Zähnen; aber dieses Lächeln war ein Triumph, den er in sich feierte. Außerdem hatte er noch zwei Haupteigenschaften mit kleinen Anhängseln, die seltsam contrastirten und ihn oft in höchst merkwürdige und verzweiflungsvolle Conflicte brachten: Er war sehr ehrgeizig und sehr sparsam; er hielt außerordentlich gern öffentliche Reden, aber er konnte das S nicht aussprechen, wenn es zu Anfang eines Wortes stand. In seinem Ehrgeiz ließ er sich nun gar zu gern recht oft zum Präsidenten einer Versammlung, eines Vereins, einer Feier erwählen; aber dann mußte er auch einen großen Theil der Kosten übernehmen. In seinem Ehrgeiz stand er bei Collecten gar zu gern oben an, aber dann mußte es auch mit einer bedeutenden, gleichsam maßgebenden Gabe sein. Das waren denn stets schauerliche Momente für den ehrgeizigen, sparsamen Kupferstecher; doch siegte gewöhnlich der Ehrgeiz, wenn

auch tief melancholische Stunden der Zerknirschung diesem Siege folgten. So gern er Reden hielt: selbst welche aufsetzen oder extemporiren konnte er nicht; er sagte, das gehöre nicht zu seinem Ressort; er ließ sich die Reden von seinen Kunstfreunden aufsetzen. Da traf es sich denn manchmal, daß eine große Anzahl Worte mit S anfing. Wenn nun ein solches während des Vortrags auftauchte, dann schloß der Redner stets die Augen und hielt einen Moment lang still. — In den Statuten der von Seselein präsidirten Vereine war zur Orientirung der Zuhörer, namentlich der Fremden, festgesetzt: daß der zweite Vorsitzende den Redner aufforderte, vorher seinen Namen zu nennen, und es war nun stets unendlich komisch, wenn Seselein nach solcher Aufforderung die Augen schloß, sich vornehm verbeugte und mit gnädiger Handbewegung „Ich heiße — — Eselein!" der Versammlung entgegenrief. Das Alles schmälerte indessen durchaus nicht die große Achtung, die man den Talenten und der bürgerlichen Ehrenhaftigkeit Seselein's zollte, und Seselein zollte sie sich selbst in so hohem Grade, daß er es als ganz natürlich, ja als sich ganz von selbst verstehend fand, als der Fürst ihn nach einer Künstlersitzung, wo er präsidirt und geredet hatte, besuchte

und ihn dann zu sich einlud, um des Fürsten reiche Kupferstichsammlung „zu prüfen."

Das Laboratorium des Fürsten bewohnte ein Mann, den derselbe seinen „Analytiker" nannte. Er war früher homöopathischer Arzt in O. gewesen und hatte sich dann auf die Chemie geworfen, und zwar mit solch fabelhafter Leidenschaft, daß er nur chemisch denken, nur chemisch reden konnte, Alles, was ihm entgegentrat, nur in chemischem Sinne betrachtete und auffaßte. — Ein Marmorbild, ein Gemälde, eine Blume, die schönsten Frauenaugen, die zartesten, lieblichsten Mädchenwangen interessirten ihn nur stofflich, regten in ihm nur die Frage an: welche der 64 Urelemente darin vorhanden sein dürften! Die Namen dieser 64 Urelemente konnte er alphabetisch hersagen, wie ein Schüler das Einmaleins beim Examen, und er sagte sie gar zu gern her, namentlich den Frauen, um deren, ihm so unreell dünkendes, „Naturschwärmen" zu mildern. Er kam bei ihnen aber selten weiter als bis zum vierten Element, zum Arsenik, denn bei diesem Worte schüttelten sich seine Zuhörerinnen und baten ihn um Gotteswillen, still zu sein. Er bekam für manche Frauen etwas Fürchterliches, denn das mußte ja doch ein schrecklicher Mensch sein, der von

Alkalien, Alkaloiden, Chloroiden, Koloiden, kohlensaurem Natron, Kohlen-, Stick-, Sauer- und andern lebensgefährlichen Stoffen so gleichgiltig wie vom Wetter und vom „Wie befinden Sie Sich?“ sprach, für Freundschaft und Liebe nur die Worte Molecularattraction und Affinität brauchte, der, wenn er Messer und Gabel in die Hand nahm, von der Metallurgie, wenn er etwas Salz in die Suppe that, von der Halurgie, wenn er ein Glas Wein trank, von der Zymologie, wenn er sich am Kamin wärmte oder am Licht eine Cigarre ansteckte, vom Phlogiston sprach, der stets bemüht war, ihnen hier Stahl, Becher, Scheele, Priestley und Lavoisier, dort Bergmann, Klapproth, Vauquelin, Tennant, Wollaston und Davy, jetzt wieder Berzelius, Richter, Wenzel, Berthollet, Dalton und Proust, dann wieder Gay, Busser, Dulong, Petit, Mitscherlich als die ersten Schriftsteller Europa's zu empfehlen; Menschen, die seinen Zuhörerinnen so unbekannt waren, wie die vor dreitausend Jahren gelebt habenden chinesischen Kaiser. Er war schon einige Male auf dem Sprunge gewesen, sich ernstlich zu verlieben, denn er hatte wirklich ein weiches, liebevolles Herz; aber dann hatte er sich noch bei Zeiten gefragt: „Was ist es denn eigentlich, worein ich mich verlie-

ben könnte?" Und dann hatte er herausgefunden, daß die Schönheiten, die ihn angelockt, doch eigentlich nur aus so und so viel Theilen Kleber-, Zucker-, Fett- und Eiweiß-Stoff, aus diesen und jenen Salzen und Säuren beständen; daß eine Leidenschaft doch eigentlich nur ein Muskelkrampf und eine Wallung des Geblütes sei; sowie der Verstand für ihn nur in einer besonderen Beschaffenheit des Gehirns beruhte. Eigentlich ein schöner, lebendiger Mann, eine so ganz besondere Erscheinung, ein gegen Frauenschönheit so abgeschlossener Mann, hatte er selbst auch schon ein paarmal sehr warme Gefühle bei Frauen erregt, bei Frauen, die ihm so gern ein sorgenfreies Leben bereitet, ihn und sich selbst so gern glücklich gemacht hätten. Einst hatte es bei einer solchen Frau den Anschein, als sollte wirklich ihr Wunsch in Erfüllung gehen. Der Analytiker hatte mit Wärme ihre wirklich schöne Hand ergriffen, sie leise gedrückt, sie sinnend angeschaut und dann mit halblauter Stimme gesagt: „O, meine Verehrte! diese schöne, liebe Hand —" die Besitzerin der schönen, lieben Hand war erröthet, die schöne, liebe Hand hatte gezittert, bis der Analytiker gefragt hatte: „Wissen Sie auch, wie viel Fettstoff dieselbe ohngefähr enthalten mag?" Bitter enttäuscht, hatte

sich die erröthete Frau von ihm gewendet, und er war ein Junggeselle geblieben, ein Opfer seiner analytischen Leidenschaft.

Rascher als wir diese Skizze entwerfen konnten, war der Fürst nach Abfahrt des Industriellen bei all seinen Gästen gewesen, freundliche Worte mit ihnen wechselnd und anzeigend, daß und was für neue Gäste morgen eintreffen würden. Er berechnete, daß, wenn die Gebrüder Quenkel da seien, ihm nur noch ein Original für seinen „Musenhof" fehle; dann sei die heilige Neunzahl voll, und es müsse nun jedenfalls noch irgend ein Original herbeigeschafft werden. Vorläufig freute er sich sehr auf den zu erwartenden Zuwachs. Und der Zuwachs kam denn auch. Die Zwillingsbrüder schimmerten in blendend weißer Wäsche und in Verklärung. Bruder Johannes konnte kein Wort sprechen, als ihm die reiche Bibliothek erschlossen wurde. Er fiel dem Bruder Anton um den Hals, und als Bruder Anton eingeführt wurde in sein Handwerkszimmer, fiel er seinerseits dem Bruder Johannes um den Hals. Der Fürst war fast bis zu Thränen gerührt. Dann studirte er sehr eifrig seine neuen Gäste und war unendlich glücklich, die „Prachtexemplare," wie er

sagte, gewonnen zu haben. Aber die heilige Neunzahl war doch noch nicht voll; das störte ihn sehr; es mußte nun um jeden Preis das neunte Original aufgetrieben werden. Da auf einmal meldete ihm sein Leibkosack: „Der reisende Bauer ist in der Residenz und kommt gewiß auch hierher, um Väterchen zu sehen.“

Der Fürst jubelte und gab Befehl, das aufmerksamste Auge auf den reisenden Bauer zu haben und ihn, sobald er sich in der Nähe blicken ließ, durch Güte, List oder Gewalt festzuhalten und in das Haus zu bringen. Der „reisende Bauer“ war nämlich ein noch frei im Leben herumlaufendes Original, von dem der Fürst schon oft gehört, nach dem er sich schon lange gesehnt hatte, dessen er aber noch nie hatte habhaft werden können. Der Leibkosack hatte nun schon lange die genaueste Beschreibung desselben und den strengsten Befehl erhalten, jede mögliche Nachricht über den reisenden Bauer einzuziehen und in allen Wirthshäusern und Kasernen der Stadt Spione nach ihm auszustellen. Der Leibkosack verstand sich prächtig auf so Etwas und hatte nun endlich die frohe Nachricht bringen können, daß der reisende Bauer endlich auch nach D. gekommen sei. Der „reisende Bauer“ war ein sehr reicher Bauer

aus dem baierischen Oberland, Namens Sturzbüchler, ohne Frau und Kind, auch ohne Absicht und Wunsch, „dergleichen," wie er sagte, je noch haben zu wollen. Nach einem Leben voll angestrengter Arbeit und Entbehrung wollte er „los und ledig" nur seinem „Gustus" leben, und dieser „Gustus" bestand darin: Erstens alle deutschen Potentaten und Thronerben von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und wo möglich ein paar Worte mit *ihnen zu sprechen*, wofür er dann jedesmal, je nach dem Rang des betreffenden Potentaten, ein kleineres oder größeres Armenstipendium an Ort und Stelle gründete. Zweitens: allen in Deutschland stattfindenden großen Schlachtmanövern beizuwohnen, wobei er jedesmal eine Compagnie Soldaten tractirte. Drittens: die ersten Schönheiten unter den deutschen Bauer- und Bürgermädchen aufzusuchen, und wo möglich einen Kuß von jeder zu erlangen, wofür er dann auch irgend ein Stipendium gründete oder ein Heirathsgeld niederlegte. Diesen sonderbaren „Gustus" abgerechnet, war Sturzbüchler ein ächter, vollkommener Bauer des baierischen Oberlandes geblieben, oder überhaupt ein Bauer, denn die ächten Bauern sind sich eigentlich Alle gleich, ebenso schlau und listig als grundehrlich und

rechtschaffen, ebenso mißtrauisch als leichtgläubig, ebenso stolz und sackgrob als demüthig und respectvoll, ebenso kreuzfidel als ehrbar und resolut. Er erzählte sehr gern einige Geschichten von sich, wie er hier einen Förster, dort einen Landrichter hatte „anlaufen" lassen; so z. B. hatte er eines Abends im Wirthshause, ganz unbemerkt, wie er glaubte, einem vertrauten Vetter beschrieben, wie er in seiner Scheune des Nachts Hasen fange. In diesem Augenblick hatte ihn ein Förster auf die Schulter geklopft und gefragt: „Und was macht Ihr denn mit den Hasen?" — Der Vetter war blaß geworden vor Angst, denn auf das „Entwenden" eines Hasen stand Zuchthausstrafe. Der Sturzbüchler aber hatte sich ganz gemüthlich zum Förster gewendet und geantwortet: „Dann heb' ich ihn auf bis des Morgens früh, und dann geh' ich mit ihm vor die Thür, geb' ihm Einen hinten drauf und sag': Verfluchter Kerl! Du wirst mir nicht mehr wiederkommen, und dann lass' ich ihn laufen, und der Kerl kommt nimmer!" — Da war der Förster mit einem leisen Fluch davon gegangen. — Ein andermal war es einem jungen, nagelneuen Landrichter eingefallen, Verordnungen von zweihundert Jahren wieder in Anwendung bringen zu wollen, wonach

die Gemeinde, deren Vorsteher der Sturzbüchler war: „den nöthigen Wolfshund“ allwöchentlich vorzuzeigen hatte. — Da war nun der Sturzbüchler auf's Amt gegangen, um den nöthigen Wolfshund vorzuzeigen, und als der Landrichter danach gefragt, hatte der Sturzbüchler seinen großen, blauen Mantel auseinandergeschlagen und dem Amtmann einen kleinen Mops überreicht, mit den Worten: „Das ist der Wolfshund, der jetzt noch nöthig ist.“ Der Landrichter hatte gelacht; „aber,“ hatte der Sturzbüchler daheim gemeint, „wann Der lacht, dann kitzelt ihn der Deubel!“

Sturzbüchler lachte, bis ihm der Bauch wackelte, wenn er solche Geschichten erzählte. Er war groß und stark, aber nicht fett; ein hellrothes Gesicht mit einem weißen Schnurrbärtchen über großen, weißen Zähnen, die dicke Nase mit einem Anflug von Kupferfarbe; über großen, schwarzen Augen ein paar einsame, steif hervorstehende Brauen; um eine hohe, breite und feste Stirn glatt und rund angelegte weiße Haare, und darauf ein graugrüner, runder Schirmhut, spitz zulaufend, links mit einer Quaste, rechts mit einem kleinen bleiernen Heiligen versehen. Ein kurzer blauer Rock mit großen blanken Knöpfen, darunter eine offene Weste von gelbem Wollenzeug,

dicht mit Silberknöpfchen, rund und dick, wie mit Flintenkugeln besetzt; unter der Weste ein handbreiter, mit silbernen Blumen eingelegter blanker Ledergurt, darunter die prall anschließende Kniehose von Hirschleder, weiße Strümpfe und derbe Schuhe mit Zwickeln, einen altmodischen Jagdranzen an der Seite, einen Eichenstock in der Hand: — so zog Sturzbüchler unablässig, wie ein ewiger Jude, durch Deutschland, den Potentaten, den Schlachtmanövern und den schönen Mädchen nach, stets zu Fuß, nie anders, — und so war er auch nach D. gekommen, und als er dort von einem benachbarten Fürsten hörte, nun auch zu dessen Wohnung, wo er zu seinem größten Erstaunen wahrhaft feierlich empfangen, dann zu seiner höchsten Freude in das Zimmer mit den Schlachtgemälden geführt wurde, wo er dann sofort ein ansehnliches Stipendium für die nahe Dorfschule documentirte.

Glänzender, — meinte der Fürst, — könnte sein Musenhof wohl gar nicht abgeschlossen sein, als durch Sturzbüchler, den reisenden Bauer. Er fetirte denselben ungemein, damit dieser unruhige Gast recht lange bei ihm bleiben möge.

Es war das jetzt ein merkwürdiges, komisches Leben im Hause des Fürsten. Keiner wußte, wes-

halb er eigentlich dort sei. Keiner wußte, daß die Uebrigen seine komischen und sonderbaren Seiten bemerkten. Ein Jeder hielt es für eine sittliche und zugleich angenehme Pflicht, dieselben im Anderen human zu schonen, ohne ihn dies merken zu lassen. Ein Jeder fühlte sich so recht frei und ungenirt in seinen Lieblingsneigungen und ließ ihnen deshalb recht freien Lauf. Da sie Alle in ihren einzelnen Richtungen und Bestrebungen weit auseinander gingen, so stießen dieselben nie unter einander an, durchkreuzten sich nie. Der Fürst war glückselig in dem Gefühl, so viele glückliche Menschen um sich zu sehen, glücklich, an den Sonderbarkeiten seiner Originale sich weiden zu können, und geistreich und tüchtig genug, in Jedem sein Gutes, Schönes, Ehrenwerthes herauszufinden und achtungsvoll lieb zu haben. Sie Alle erkannten recht wohl die komischen Sonderbarkeiten des Fürsten; aber unbeschadet der großen Dankbarkeit, Verehrung und Liebe, die sie für ihn empfanden. So herrschte denn eine wahrhaft merkwürdige Harmonie in diesem Kreise; eine Harmonie, wie man sie oft vergeblich zwischen wirklichen Freunden suchen dürfte.

Der reisende Bauer war indessen der Erste, der es in der Ruhe und Behaglichkeit beim Fürsten nicht

mehr aushielt. Es drängte ihn wieder gewaltig hinaus in die Weite, und er nahm sich vor, rasch und resolut seinen Ranzen zu packen und mit kurzem: „Guten Tag“ davonzugehen. Während er diesen Entschluß faßte, begab sich aber im Zimmer des Fürsten folgendes Ereigniß:

„Russack!“ sagte der Fürst zu seinem Leibkosacken, indem er sich in einen großen Sessel setzte, „hole mir einmal da oben das Möbel herunter!“ Er deutete auf den Sarg an der Wand.

Russack sah seinen Gebieter an und wurde so bleich, wie Dieser es plötzlich selbst geworden war. Der Fürst wandte sein Gesicht von ihm weg, und Russack holte zitternd den Sarg herunter.

„Setze ihn da in die Mitte des Zimmers, Russack, und zittere nicht, Russack!“

Russack setzte den Sarg in die Mitte des Zimmers und zitterte nicht; aber der Fürst zitterte, wenn auch nur einen Augenblick, denn er biß sich auf die Lippen und meinte bei sich, das sei gut für das Zittern.

„Russack,“ sagte er jetzt, „Du sprichst von Nichts!“

„Von Nichts.“

„Du lässest vor einer Stunde Niemand herein!“

„Niemand!“

„Russack,“ und der Fürst reichte dem alten Leibkosacken die Hand, „Du merkst auch Nichts.“

„Nich—“ Russack konnte das Wort nicht aussprechen, so stürzten ihm die Thränen hervor:

„Du weinst auch nicht, Russack!“

„Ich weine auch nicht;“ und Russack weinte nicht mehr.

„Nun geh!“ und Russack ging.

Der Fürst nahm ein Stück Papier und schrieb mit Bleistift fest und sicher darauf: „Freunde! wie ich mir's stets dachte, der Tod kam ohne viele Complimente und sagte: „Mach' Dich fertig.“ Ich war das schon längst. Hab' auch schon mein Testament gemacht, als der Musenhof geschlossen war, und ich dachte, das sei meine letzte große Freude. Nun lege ich mich meinem alten treuen Freund, meinem Sarg, in die Arme, und wer aus dem Testament was haben will, der heule nicht, wenn er mich todt und begraben sieht!“

Trotz dieser Warnung aber weinten doch Alle, als sie den Fürsten todt und begraben sahen, und viele hundert glücklich gemachte und gesättigte Menschen weinten mit. — Der Leibkosack starb auf dem Grabe seines Väterchens, er starb an seinem Gehor-

sam. An das Testament dachte kein Mitglied des Musenhofes, und wenn das Gericht es nicht eröffnet und verkündet hätte, sie hätten nie darnach gefragt, und für Manchen wäre das wohl recht schlimm gewesen. So aber fanden die Zwillinge, der lustige Pfarrer, der militärische Musiker, der Schullehrer Knipperling ihre Zukunft zwar sparsam, doch sorgenfrei gesichert. Der Kupferstecher erhielt die Sammlung, zu deren „Prüfung" er eingeladen war, der reisende Bauer erhielt die größten Schlachtgemälde, der Verfasser der Monographie des Hamsters das Naturaliencabinet, und der Analytiker das Laboratorium des Fürsten. Die neun Originale nahmen nun rührenden Abschied von einander und versprachen mit Handschlag, jedes Jahr, am Begräbnißtage ihres fürstlichen Freundes, an seinem Grabe züsammenzukommen und sein Andenken feierlich zu begehen. So ist es denn nun auch bis jetzt geschehen, trotzdem die Haare immer weißer und sparsamer, die alten Köpfe immer wackeliger, die Gestalten immer gebückter wurden. Man konnte nicht ohne tiefe Rührung diese ehrwürdige Versammlung am Grabe des „selbstständigen Mannes" betrachten.



Inhalt.



Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.







